VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) *# 0146*

juni 2025

versorgerin Nr. / 146 / juni 2025 / Österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

»Sie sehen hier in diesen Behältern achthundertundsiebenundzwanzig parlamentarische Anfragen. Und diese achthundertundsiebenundzwanzig parlamentarischen Anfragen, die werden wir heute in der Parlamentsdirektion abgeben. Und jede einzelne dieser achthundertundsiebenundzwanzig parlamentarischen Anfragen hat die Corona-Aufarbeitung zum Gegenstand.« (Herbert Kickl, FPÖ-Pressekonferenz am 6.5.2025)

»Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun, ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundertfünfundsechzig Mal hintereinander zu spucken. Haben Sie das noch nicht probirt?« (Georg Büchner, Leonce und Lena, 1836)

»Ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß wir ein gutes Werk thun. Nimm die Hacke, András!« (Karl May, In den Schluchten des Balkan, 1892)

Politik gibt sich – vor allem in stürmischen Zeiten – gerne bibelfest: Eine rechtsextreme Partei plakatiert mit »Euer Wille geschehe« eine Paraphrase auf das Vaterunser (Mt 6,10) und manch sozialdemokratische Partei konnte sich (wie diverse Lenin-Fanclubs links von ihr) nie vom Satz »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen« aus den Paulus-Briefen (2Thess 3,10) lossagen, den bereits August Bebel 1879 zustimmend zitierte. Aber *die* Stelle, die als *das* Motto kapitalistischer Dauerkrisenverwaltung gelten kann, stammt aus dem Matthäus-Evangelium: »Denn wer hat, dem wird gegeben und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.« (Mt 13,12) Während den einen (Rheinmetall, Lockheed, Leonardo, etc) der Bimbes aus »Sondervermögen« direkt in den Arsch geschoben wird, weil ins Maul nichts mehr reinpasst, profitieren andere (GAFAM) von der technologiepolitischen Großwetterlage, in der sie als Gottheiten die Elemente kontrollieren, von einem Großteil der Menschheit mittels Clicks angebetet und mit Daten gefüttert werden. Genommen wird dann denen, die sich schlecht wehren können. Bevor das jetzt in eine Debatte – und damit zu weit – führt, inwieweit irgendwelche Kuchen anders gestückelt oder ganze Bäckereien in Besitz genommen werden müssten, kommen wir zum Inhalt dieser Ausgabe:

Mehrere Beiträge behandeln unterschiedliche Facetten des Themenkreises Big-Tech(Fascism) sowie die Alternativen dazu und kommen von *Barbara Eder, Aileen Derieg, Svenna Triebler* und *Davide Bevilacqua* – der Frage nach der Offenheit von KI widmet sich *Michael Aschauer*. Fazit: Oligarchen-Software nachzueifern, um vermeintliche menschliche Grundbedürfnisse nach unaufgeforderter Befindlichkeitsentäußerung und Schimpfklatsch zu bedienen, wird nicht reichen.

Eine kritische Theorie der Meinung entwirft *Eric-John Russell, Magnus Klaue* analysiert die Unterschiede zwischen historischer Provenienzforschung und kulturwissenschaftlichem »Material Turn« und *Marcel Matthies* setzt sich kritisch mit dem Audiowalk in der Gedenkstätte Buchenwald auseinander.

Auch aus der Stadtwerkstatt gibt es Verschiedenes zu berichten: Am 22.5. gastierten im Saal Lydia Lunch und Marc Hurtado mit einem Programm bestehend aus Suicide & Alan Vega Songs – Grund genug für *heinrichantonschule*, die Künstlerin zu porträtieren.

Etwas länger her ist das Engagement von Gudrun Bielz & Ruth Schnell in der Stadtwerkstatt, wir sprechen konkret von den frühen 1980er Jahren – *Tanja Brandmayr* interviewt die beiden Künstlerinnen, deren Computerarbeiten unlängst im Rahmen der Ausstellung »Radical Software« in der Kunsthalle Wien zu sehen waren.

Am 15. Juni erscheint auch noch die neue STWST-Communitywährung Gibling Ed. 14, die ebenfalls im Heft abgebildet wird: Der diesjährige, feministische Gibling des temporär gebildeten KOLLEKTIV HERZBLUTWIESE verweist auf mehr, das noch kommt dieses Jahr. In diesem Zusammenhang ist auch das Cover zu sehen, das Sabine Bitter auf einem der Gibling-Scheine abbildet: Ebenfalls in den 1980er Jahren hat die Künstlerin und Theoretikerin in Beziehung zur STWST gestanden. Als Teil des Kollektivs mitgestaltet hat diesen Gibling übrigens Astrid Benzer, ebenfalls großartige Grafikerin der Versorgerin – das muss auch mal erwähnt werden.

Und sonst wollen wir noch auf ein Announcement verweisen: STWST84x11 FOG MANIFESTO findet als Kunst-, Medien- und Vernebelungsspektakel und als großflächiges *Fogging Around* Anfang September statt. Save the Date.

die Unterschriftleitung

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Il Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Das zweite Hauptstück im Band I, Teil III handelt vom Fortschreiten der journalistischen Profession, und von den Hauptmitteln dazu.

Welche Mittel tragen am meisten zum Fortschreiten bei?

Die sechs folgenden: Die *Versammlung*, die *Herzensfriedung*, der *Inkubator*, die *Selbstverleugnung*, die *Seichtmuth*; endlich die vollkommene *Ergebung*.

Wie und wodurch soll man sich sammeln?

Ob Sauschädelessen, Törggelen oder Hintergrundgespräch vorm Kamin hinter den Wäldern: Geselligkeit ist eine journalistische Tugend. In informeller Atmosphäre kommen sich Subjekte und Objekte von Berichterstattung zwanglos näher.

> »Ich hab grad' mit dem Gemeinderat in der Salettl-Bar einen Kir Royal g'nommen – natürlich auf seine Rechnung … Was? Das ist der mit den Kickback-Zahlungen? Also, das kann ich nicht glauben … auf mich macht der so einen soliden Eindruck … Außerdem hat er mich eing'laden, ihn Pfingstsonntag auf die Jagd zu begleiten … Wenn ich die Reportage dazu als Aufmacher unterkrieg', können die Kollegen brausen geh'n … Unethisch? Aber geh … Du hast seine Nummer doch auch sicher eing'speichert, oder?«

Auf welche Weise wird die Friedung des Herzens gehörig begründet und bewahrt?

Durch Preise, Thementage und überhaupt Würdigungen aller Art verpanzert sich das journalistische Herz in seligem Frieden: *Bescheidenheit ist eine Zier, an die Spitze schaffst du's ohne ihr* – **fama omnia vincit!** Die Konkurrenz aber ist groß und die Chance, ausgezeichnet zu werden, *eo ipso* gering – wer in Österreich bei *Journalist des Jahres, Horst-Knapp-Preis, Concordia-Preis, Prälat-Leopold-Ungar-JournalistInnenpreis, Dr.-Karl-Renner-Publizistikpreis, Österreichischem Zeitschriftenpreis, Robert-Hochner-Preis, Kurt-Vorhofer-Preis* oder *Claus-Gatterer-Preis* leer ausgeht, kann sich am *Welttag der Pressefreiheit* mit einem (oder mehreren) der zahlreichen *feelgood-movies* über journalistischen Heroismus trösten und in der eigenen erträumten Anerkennung schwelgen – oder spornstreichs in die Literatur wechseln, wo die Preis-Palette reichhaltiger ist.

Worin besteht der Inkubator?

Im Journalismus mangelt es nicht an Nachwuchs – was auch daran liegt, dass es sich um keine geschützte Berufsbezeichnung handelt, und die Nivellierung Richtung Grasnarbe durchaus im Interesse der *powers that be* ist.[1] Wer dagegen Publizistik studiert, tut gut daran, Eltern zu haben, die eine Zeitung gründen (bzw. erwerben) können oder muss sich selbst berufliche eine Kate zimmern.[2] Bevor für die Sprösslinge allerdings das Gerangel um unbezahlte Volontariate oder Praktika losgeht – wo erstmals die Unterweisung in die Erzeugung jenes geistigen Sägemehls stattfindet, das nach dem späteren Wechsel in die freiberufliche PR das Arbeitsleben ausfüllt –, muss die journalistische Reservearmee erstmal rekrutiert werden. Was bei der Kriegskonskription das Abfüllen mit Branntwein, ist im Journalismus das *workshopping*, das als Destillat aus den »Akademien« sickert.

Was erfordert die Selbstverleugnung?

Die *summa neglectio* gegenüber der eigenen Position: Jede ernstzunehmende Journalistin würde zwar ein Kommunikationsschema als unzureichend bezeichnen, das sich – wie das Shannon-Weaver-Modell – mit einem Sender und einem Empfänger begnügt. Zugleich wähnt sie sich aber als jenes *Infinitesimal*, das die Übertragung störungsfrei gewährleistet: Schrödingers Katze ist weder tot noch lebendig – sie ist *not even in the building*.

Was wird unter dem Geiste der Seichtmuth verstanden?

Erstens die Leichtigkeit gegenüber allen Pflichten des geselligen Lebens, welche keine Bitterkeit im Pressmenschen aufkommen lässt: Egal ob im Stahlbad von Onlinekommentaren, »Leserdialogen«, »Live-Chats« oder sonstigen Emanationen der »Community«-Fron bleibt die Seichtmüthige gelassen wie Butter und sollte das Joch doch einmal zu schwer werden, gibt es empathogene Linderung (MDMA oä).
Zweitens eine unüberwindliche Standfestigkeit in allen Widerwärtigkeiten, wie sie die Chefredaktion gelehrt hat: **Geh, ich sende euch wie Aufdecker mitten unter die Hütchenspieler.**

Worin besteht die vollkommene Ergebung?

Wie soll eine vollkommene Resignation den Journalismus voranbringen? Nachdem beständig von einem »Krieg gegen den Journalismus« die Rede ist, würde eine Kapitulation derer, die tatsächlich unter Beschuss sind, den Kolleginnen und Kollegen helfen, die das Ganze vom Bunker aus beobachten – die einen liefern den *moral highground* (etwa aus dem Straflager), auf den sich die anderen stellen, um mehr Reichweite zu generieren. *Waiter, the double-check, please!*

Das nächste Hauptstück handelt von dem übernatürlichen oder außerordentlichen Wege.

Bonus-Sentenz I: Journalismus verhält sich zu »Social Media« wie Kant zu De Sade. Das klingt löblich – als wäre er *the cool side of the pillow* –, verbände beide nicht ein objektiver Wahn: Richtstuhl der Vernunft und Folterkammer des Fleisches gieren beide nach Clicks.

Bonus-Sentenz II: In einer weniger unvernünftigen Welt würden Menschen für die Aussage »Österreich verliert den Anschluss in der KI-Kompetenz« mit Exkrementen beworfen werden.

---

[1] Natürlich wissen Politikerinnen und Politiker, dass Influencer überwiegend Dumpfgummies sind – aber eben auch geschickt, willfährig und teilweise mit enormem Gefolge ausgestattet.

[2] Was die Gefahr birgt, dass Journalismus zu einem ähnlichen *ponzi scheme* wird wie etwa die gesamte Coaching-Industrie, in der das Hauptbetätigungsfeld von Coaches darin besteht, mittels Kursen neue Coaches herzustellen.

Rainer Roller rezensiert #3

Eisenhut, Sophia: *Spam in Alium. Essays – Gedichte – Drehbuch.* Leipzig: Merve Verlag, 2025. ISBN 978-3-96273-075-8, 17,- €, 178 Seiten.

Es ist so einfach: Beginnen wir zu träumen, dass sich die Referenzen, roten Fäden, Fantasien in den Texten austauschen bis ins Unendliche: Nämlich im Traum schreiben wir, da: Bandwurm im Hirnesschwamm: sind wir unser eigen Haustier, domestiziern uns selbst. Goethe bildet ab, Sophia Eisenhut fächert auf, verknüpft. Lest selbst.

Pathische Projektionsmaschinen

Seit Donald Trumps Amtsantritt wurde die Inhaltsmoderation auf Online-Plattformen erheblich eingeschränkt; angesichts bestehender Alternativen plädiert *Barbara Eder* für einen Totalboykott.

Noch am Tag seiner Vereidigung unterzeichnete Donald Trump die »Executive Order 14149«, lautend auf »Restoring Freedom of Speech and Ending Federal Censorship«. Dieses Dekret beinhaltet keine direkten Vorschriften für die Regulation von Inhalten auf privaten Online-Plattformen, enthält aber Richtlinien für die Nutzung derselben durch staatliche Stellen. Letzteren wird fortan untersagt, die »Meinung« von US-Bürger:innen einzuschränken – sie darf selbst dann unzensiert erscheinen, wenn sie sich in rassistischen, sexistischen und (neo)faschistischen Ressentiments erschöpft. Das Löschen derartiger Postings gehörte bislang zum Tagesgeschäft von Content-Moderator:innen – und solange diese nicht im Auftrag staatlicher Stellen handeln, solle ihnen das auch weiterhin möglich bleiben. Die wirtschaftlichen Verflechtungen der führenden Figuren in Trumps Regierungskabinett lassen jedoch vermuten, dass genau dies zur Disposition steht.

Kurz nach Donald Trumps Amtsantritt regte sich bei dessen Verantwortlichen für »Regierungseffizienz« mehr als nur Tatendrang. Zweimal hintereinander hob Elon Musk während einer Rede vor jubelnden Trump-Anhänger:innen in der Capital One Arena in Washington den rechten Arm mit ausgestreckter Hand nach oben. Die Geste ist eindeutig: Musk zeigte vor begeistertem Publikum den Hitlergruß. Dass er zuvor die Hand auf die linke Brust gelegt und damit verkündet hatte, er werfe dem Publikum sein Herz zu, ändert wenig daran – dieselbe Bewegung ist auch von Hitler dokumentiert. Der »Führergruß« des Plattformunternehmers kam nicht von ungefähr: Schon seit längerem dient Musks X ultrarechten Parteien als Werbetrommel, AfD und Fratelli d'Italia verbreiten ihre rassistische und antisemitische Hetze millionenfach über ihre dortigen Accounts. Der reichste Mann der Welt, so macht es den Anschein, wollte nicht einfach nur provozieren; sein »Gruß ans Volk« war eine bewusste Demonstration dessen, was in Zukunft »Freedom of Speech« heißen könnte.

Donald Trump – Milliardär qua Geburt, Reality-Star, gescheiterter Immobilienmogul und in den Augen vieler Anhänger:innen eine Art politischer Messias – hat sich zu Beginn seiner zweiten Präsidentschaft einen besonders mächtigen Mitstreiter gesucht. Musk, SpaceX-Gründer und selbsternannter Vordenker einer technologisch beschleunigten Zukunft, inszeniert sich neuerdings nicht nur als Unternehmer, sondern auch als politischer Akteur mit Sendungsbewusstsein. Im Auftrag Trumps sollte er den staatlichen Verwaltungsapparat umbauen – durch ein Netzwerk von treu ergebenen Gefolgsleuten. »Is anybody unhappy with Elon?«, fragte Trump während seiner (bzw. Musks) Inauguration im Duktus des American Showman; er brüstete sich damit, dass seine Kabinettsmitglieder es mit Tech-Entrepreneuren zu tun hätten, die über Millionen Follower auf den von ihnen kontrollierten Plattformen verfügten und dafür bekannt sind, jeden anzugreifen, der es wagt, ihnen zu widersprechen. Neben Musk ist Vizepräsident J. D. Vance der zweite Mann an seiner Seite. Er gilt nicht nur als Sprachrohr des Kremls, sondern auch als jemand, der offen Sympathien für die rechtsradikalen Positionen der AfD hegt.

In Oligarchien ist die enge Verflechtung von Ökonomie und Politik kein Ausnahmefall; der Einfluss der Trump-Regierung auf die US-dominierte Plattformindustrie ist ihres Gewichts wegen dennoch der Erwähnung wert: Darauf, dass der META-Konzern nach Trumps Amtsantritt die Zusammenarbeit mit US-amerikanischen Faktenprüfer:innen eingestellt hat, hat die ehemalige Facebook-Mitarbeiterin und nunmehrige Whistleblowerin Frances Haugen bereits im Vorfeld des Wahlsieges hingewiesen; die Folgen reduzierter Inhaltsmoderation machten sich schon dazumal auf Facebook bemerkbar. Der META-Konzern hatte seine Regelungen zur Hassrede geändert: Trans Personen oder andere queere Menschen dürfen von nun an als »psychisch krank« oder »abnorm«, Frauen mit »Haushaltsgegenständen, Besitz oder anderen Objekten« verglichen werden; LGBTIQ-Inhalte für Jugendliche wurden durch META-Apps monatelang blockiert. Seither schreitet der Umbau unter dem proklamierten Bekenntnis zur »Meinungsfreiheit« voran – mit prominentem Vorbild: Kurz nach der Übernahme von Twitter im Sommer 2023 hat Elon Musk bewiesen, wie schnell sich ein »soziales Medium« in den Lieblingsort von Rechtspopulist:innen und russischen Bots verwandeln lässt.

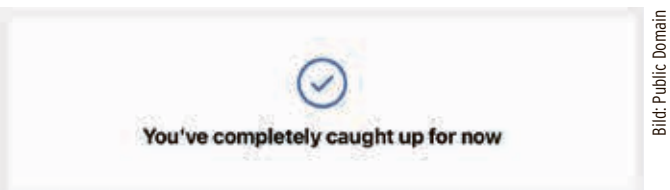


Bild: Public Domain

Während Faktenchecks für den META-Konzern in den USA gezielt heruntergefahren werden, dürfen Faktenchecker:innen EU-weit vorerst weiterarbeiten – der Digital Services Act (DSA) bietet ihnen die Möglichkeit, gezielt gegen Hassrede vorzugehen: Was die Grenzen der Meinungsfreiheit überschreitet, muss, wenn es von Nutzer:innen gemeldet wird, demnach auch gelöscht werden. Daher hat die Europäische Kommission TikTok zuletzt angewiesen, alle Daten bis zum 31. März 2025 zu speichern. Diese Maßnahme wurde im Rahmen des DSA ergriffen, um potenzielle Beweise für Desinformationskampagnen und Falschmeldungen zu sichern. Anlass war der Verdacht, dass bei der rumänischen Präsidentschaftswahl im November 2024 Wahlmanipulationen im großen Stil vorlagen – der rechte Kandidat Călin Georgescu hatte sich überraschend erfolgreich gezeigt.

Noch bevor sich Faktchecker:innen aus Europa ans Werk machen, passieren Social-Media-Inhalte ganz andere Stellen: Im Dokumentarfilm *The Cleaners* haben Hans Block und Moritz Riesewieck fünf Frauen aus Manila bei ihrer Tätigkeit als *commercial content moderators* (CCM) begleitet, die im Auftrag eines Subunternehmens von META arbeiten. In einem Cleaningcenter auf den Philippinen – einer der letzten christlichen Kolonien in Ostasien – sehen sie täglich Bilder von Bombenanschlägen und Enthauptungen, Gewalt im Drogenkrieg, Spam, pornografische Bilder aus globalen Sexindustrien, Selbstmordnachrichten und Hilferufe von allen erdenklichen Orten der Welt. Sie werden zu Dumpinglöhnen beschäftigt und leiden aufgrund ihrer Tätigkeit oft an posttraumatischen Belastungsstörungen.

Dafür, dass ein Medium *Massage* bleibt – wie der kanadische Medientheoretiker Marshall McLuhan sich zuletzt eingestehen musste –, wird weltweit viel an Arbeitskraft vernutzt. Auch die Sender:innen plattformbasierter Postings haben daran Anteil: Mit contentzentrierten Simulationen weben sie mit an einer neuen Form von »Wirklichkeit«, die nach und nach in den Alltag einsickert. Vielleicht werden wir schon in wenigen Jahren an einem Punkt angelangt sein, wo sich diese Realität nicht mehr als digitales Erzeugnis kennzeichnen lässt. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir dann noch in einer gemeinsamen Welt leben, wäre äußert gering. »Wir haben jetzt eine US-Regierung, die stolz auf unsere führenden Unternehmen ist, die der amerikanischen Technologie Priorität einräumt und die unsere Werte und Interessen im Ausland verteidigen wird«, hat Mark Zuckerberg kurz nach Trumps Amtseinführung zu verstehen gegeben; in der Gegenwart kommen selbst soziologische Theorien – so etwa die der »gesellschaftlichen Singularitäten« von Andreas Reckwitz – den »Singletons« aus dem unheimlichen Tal des Silicon Valley gefährlich nahe.

Im Kapitalismus ist jede Ware ein schillernd' Ding – übersinnlich, weil Sinnlichkeit nur simulierend. Nicht anders verhält es sich mit dem Content, den seine im Dienst des Kapitals operierenden Apparaturen transportieren: Wäre das Medium tatsächlich die Message, dann bestünde diese aus nichts weiterem als aus Datenformaten, Zahlencodes und den Inhalten von Kommunikationsprotokollen – den unsichtbaren Steuerungselementen, die unter der Oberfläche den Fluss von (visuellem) Content regeln. Wer sie zu lesen versteht, kann innerhalb weniger Stunden einen eigenen Signal-Server aufsetzen. Doch das bleibt bis auf weiteres die Ausnahme: Die Mehrheit aller Nutzer:innen verliert sich im Dickicht bildlastiger Inhalte und in der Rasanz von abgefeuerten Tweets. Seit Twitter zu X wurde, nehmen die Abwanderungsbewegungen zwar zu, doch nicht alle, die gehen, bleiben dauerhaft weg. Erst ein massenhafter Exodus hätte transformative Wirkungen – und wann, wenn nicht jetzt, wäre es dafür an der Zeit!

Bereits die Rollenverteilung zwischen Gefolgschaft und Feed-Verfolgern verweist auf die dahinterliegende, asymmetrische Kommunikationsordnung, sie ist dem technischen Modell von Server und Clients nachempfunden. Kommen Bilder an der Oberfläche ins Spiel, übernimmt das sprechende Porträt nicht selten die Funktion eines medialen Über-Ichs. »Gewählt« – im Sinne von »geklickt« – wird fortan, was den eigenen Interessen diametral entgegensteht – infolge eines »Aufgehens« im falschen Ideal: Der von Adorno und Horkheimer freigelegte Mechanismus pathischer Projektion sieht es nicht nur vor, eigene Ohnmachtserfahrungen bei Bedarf auf den Nächstschwächeren abzuwälzen, auch Handlungsfähigkeit und politisches Wollen können dem imaginierten Anderen projektiv zugeschrieben werden. Das Prinzip des »delegierten Genießens« (Slavoj Žižek) scheint auf Online-Plattformen perfekt zu funktionieren – und im schlimmsten Fall führt es zum Appell »Führer, befiehl, wir folgen«. Am 20. Januar dieses Jahres hat Elon Musk im Oval Office der Capital One Arena in Washington den Hitlergruß gezeigt. Seinen Propagandakanälen zu folgen, ist seither mehr als Zeitverschwendung; es ist vor allem eines: ein Akt der Barbarei.

Barbara Eder ist Soziologin, Philosophin und freie Autorin aus Wien. Sie schreibt neben Büchern als »Freie« für Neues Deutschland (nd), jungle world *und* konkret, *die Wiener Stadtzeitung* Augustin, *die Monatszeitschrift* Tagebuch *und selbstverständlich auch für die* Versorgerin.

BEZAHLTE ANZEIGE

Support self-hosters, decompute MAGA-GAFAM

Local server initiatives offer ways for »decomputing« from the big tech ideology and thereby build antifascist infrastructures to counter the global reactionary digitalization. By *Davide Bevilacqua*.

Since Trump's election, after years of cosplaying as the most liberal and progressive corporations, the largest firms of Silicon Valley, GAFAM, also referred to as Big Tech and their funding capitals aligned with the US presidency and its right-wing agenda. This figuratively closes a circle that begins with radicalization via network platforms and culminates in the violence powered by digital technologies. Critical voices have long called for abandoning Big Tech due to the pathologically extractive nature of GAFAM, but have mostly had difficulties stimulating widespread awareness, which now seems finally to be building. Probably in recent months the convergence of the interests of authoritarianism, state violence and venture capital has become much more visible, grounded in large platform and AI technologies. The recent actions of the Trump administration brought this in clear sight, to the point that the anti big-tech critique and actions seem to have a better grip, but they are also more necessary than ever.

Writers Jürgen Geuter aka @tante and Dan McQuillan describe current developments as 'tech fascism', or technology infused with fascist ideology. They have recently begun conceptualizing how we can refuse the poisoned tech stacks and resist AI. According to both writers, an important part of the antifascist approach to AI or tech in general is activism fighting against data centers, refusing the widespread adoption of corporate platform logic and developing digital infrastructures on autonomy, anti-autoritarianism and decentralization. These proposals are not new in the critical tech communities, but reflecting on them within the context of fighting fascist ideology seems providing a clearer scope for action and reasons for refusal.

Both in the news and in some critical circles, Europe is considered the right place to develop such an anti-fascist tech stack, as well as digitally sovereign practices. Even more: this seems to be actually the perfect moment to build it, and the European governmental bodies appear as the ones that can get this in motion. This sounds reasonable, given that we still have democratic institutions and legislation that are not yet completely devoted to capital. However, the idea of Europe as the home of anti-fascist politics and technological ethics must not be taken at face value, nor taken for granted. The European far right has not yet publicly aligned itself with Silicon Valley, but given the widespread liberalism that prioritizes business, and the ambivalence of the centre-right towards far-right policies, Europe is definitely not immune to (tech) fascism.

In fact, tech fascism does not begin with a Nazi salute from a CEO, but with a less overtly political ideology. Tante delves into it in the essay *Refusing Tech Fascism*: »Tech Fascism emerges when a select few have the power to structure the world according to their very limited ideals of efficiency and ‚rationality'.«[1] Tech fascism is rooted in »the ideologies of mindless efficiency, the violent automated classification of human beings, and the political determinism embedded in the technological infrastructures upon which we've built our societies. We have to refuse the logic of optimization and frictionlessness as utopian.«[2] These ideas stem from the religion of optimization, performativity, financialization and in general the techno-positivist and techno-solutionist mantras permeating the economic discourse. Fighting tech fascism means working against these fundamentals and refusing the logic of infinite growth, business-first policies, digital investments and financial growth, which many in the EU-left find difficult to counter.

One promising step is the discourse on our institutions' dependency on US big tech, a topic which has gained considerable visibility in recent weeks. This goes hand in hand also with the much wider dependence of millions of individuals on US communication platforms, which is nevertheless currently less addressed than the institutional level. It is anyway an old/ongoing discussion around digital sovereignty, mostly addressing how important it would be now to become independent of Silicon Valley's products and build an European tech stack grounded in ethics. All good ideas, but what do they actually mean?

Looking specifically at the dimension of digital sovereignty, this means that we should be trying to provide alternatives to the digital tech stack currently embedded in the workflows of half of the continent. After a successful creation of the new EU stack, those people would have to be convinced, trained, and brought on board with the alternative tech. It sounds like a perfect ambitious mission for the next promising start-up. However, the simple solution of just copy-pasting big tech is just a fable. GAFAM is the result of a unique socio-economic-political process that after WW2 allowed and contributed to the emergence of such monopolistic conglomerates. Likewise, their products and functioning are imbued with the same ideology and business models. Simply making such products the same but »ethical« or »open source« is not enough to make it work. »Even our open-source infrastructures are infused with ideas that align with Tech Fascism, since they copy the user experience of existing platforms and thereby perpetuate their ideologies.«[3] Starting over requires a programmatic critique of such operational logic and the ability to make a difference by refusing the ideology of growth and revenue, and instead developing structures of governance and collectivity.

A useful approach seems to be 'decomputing', a concept that Dan Mcquillan uses to summarize the various strategies for resisting AI. Decomputing involves the »refusal of hyperscale computation, the rejection of AI's social solutionism, and the development of alternative infrastructures that disrupt total mobilisation [of material and human resources]«.[4] This sounds particularly relevant and connected to the practices of researchers and artists participating in community infrastructure projects and radical tech discourse such as those at AMRO.

Decomputing could in fact mean looking towards self-hosted community infrastructure run by autonomous network providers like servus, or mur.at or other cultural data centers that operate outside the logic of business IT and endless computation. Cultural providers support since decades autonomous servers and a non-extractive digitalization, to the point that it feels strange that all this attention and awareness has suddenly been put on digital sovereignty.

So, after so many years of underdog service: Is it finally the time for the servus, mur.at and all the other fellow independent servers to shine?

In a way maybe yes, and something is happening: at servus we received a few more membership requests than on average over the last weeks. Perhaps the whole situation did help some people to take concrete steps in freeing the own cloud. But we shall not fall into the trap of thinking that the independent servers are getting their long awaited redemption: after surviving the dotcom bubble, the hemorrhage of users in the age of the free internet services who got used to a cheap, modern, connected and normalized digital life. Now GAFAM turns MAGA, and autonomous hosters can maybe get some more space, users, and resources.

But to be clear: cultural datacenters will not become the ‚better big tech'. As with any infrastructure, datacenters are not a quick-fix option. Cultural datacenters are definitely not faster in their construction and scaling up pace – quite the opposite, in fact, which makes them good living examples of decomputation. They have survived in precarious states for decades, and now that it is supposedly their turn, they cannot simply scale up quickly to thousands of users and multiply like mushrooms. A big wave of needs would be overwhelming for them. Even if governmental bodies dust off decades-old ideas about funding public digital infrastructure, without structured support to encourage the creation of new non-commercial initiatives, the ball will immediately end up in the hands of businesses that can present themselves as the new feudal lords of European ethical digital sovereignty.

What servus and the other art servers can do at this time is try to catch the current wave of critical attention towards big tech and effectively rise awareness about autonomous networks, empowering others to make informed infrastructural choices outside the logic of big tech – whether that be art and culture servers, cooperative web hosting or more hand-crafted, localized and human-instead-of-business-oriented data centres. These initiatives have been carrying out research and practice in alternative technology, community infrastructure, and non-commercial, user-oriented digital platforms all this time. They are the places where the discourse on decomputation and anti-fascist technology should begin again rather than following the business-friendly regulations of a potential European Ethical Digitalization Act.

Addendum: At the time of finalizing this text, we just received the long awaited communication about the volume of annual funding that servus will receive for 2025 from the Federal Ministry for Housing, Arts, Culture, Media and Sports.
We are shocked to discover that for 2025 servus will get -30 % of funding compared to the past year from Bundeskanzleramt. No motivation was communicated, nor future outline. This is obviously very worrysome and highlights how fragile the art server ecosystem is, and how little the discourse on sustainable and just digital infrastructure reaches the institutions responsible to support art and culture.
Servus can and want to support more members looking for a non-commercial, custom-fitted server for critical communities. And it also needs them. So please, tell it to your friends – we offer autonomous infrastructure at less than the monthly price of spotify.
https://core.servus.at/en/member
Your membership will not only give you access to the infrastructure, but will also contribute to making our operations less dependent on the fluctuating political will.

---

[1] *https://error417.expectation.fail/406/tech-fascism-not-acceptable/essay-refusing-tech-fascism-by-tante*
[2] ibid.
[3] ibid.
[4] *https://danmcquillan.org/ai_infrastructures_decomputing_abstract.html*

Davide Bevilacqua is a media artist and a curator interested in network infrastructures and technological activism, as well as in curatorial and artistic research about the framework conditions in which artistic practice is presented and transmitted to the audience. His actual topics of research are the environmental impact of technology and internet sustainability, digital greenwashing practices and platform capitalism. Davide coordinates servus.at cultural program since 2018.
http://www.davidebevilacqua.com/
https://core.servus.at/

servus.at thanks its Main Sponsor 2021-2025

Looking for a Way Out?

Aileen Derieg sortiert digitale Bedürfnisse und zeigt auf, wie sie abseits von Big-Tech zu befriedigen sind.

In der ersten Reihe bei der Angelobung des 47. Präsidents der Vereinigten Staaten am 20. Jänner 2025 standen die Chefs von Google, Meta (Facebook, Instagram, WhatsApp) und Amazon, während der Chef von Twitter (aka X) auf der Bühne mit einem Hitlergruß feierte, dass er sich die Macht des Präsidentenamts erkauft hatte. Spätestens da zeigte sich, dass es höchste Zeit ist, sich von diesen kommerziellen Internetdiensten zu verabschieden. Das Ziel ist also klar, aber wie findet man den Ausgang?

In diversen Medien kursieren Empfehlungen für Alternativen, als ob es genügen würde, wenn sich alle für die nächste Plattform entscheiden und gemeinsam umziehen. Dann landen unzählige neue Personen bei

Bild: Public Domain

meistens sehr großen Mastodon-Instanzen und sind verwirrt oder irritiert, weil ihre vielen Followers fehlen und sie ihre Lieblingsaccounts von Twitter nicht finden. Vielleicht ist aber »Was sind Alternativen?« einfach die falsche Frage. Die Frage nach Bedürfnissen und Erwartungen könnte zielführender sein.

Besteht die Erwartung, ob bewusst oder nicht, dass man einfach einen Account auf einer anderen Webseite anlegen kann, um gleich mit denselben hundert oder tausend Followers und liebgewonnenen Twitter- oder Instagram-Accounts in Verbindung zu sein, wird diese Erwartung ganz sicher enttäuscht. Von kommerziellen Plattformen ins »Fediverse«[1] umzusteigen, bedarf erst einiger Vorentscheidungen, die wiederum etwas Grundsatzwissen voraussetzen. Um sich für eine Instanz zu entscheiden, muss man zumindest eine Ahnung haben, was ein Server ist. Doch durch die jahre- oder jahrzehntelange Benutzung kommerzieller Plattformen haben wir eine gewisse Hilflosigkeit antrainiert. Als Facebook, ursprünglich eine Plattform, um die sexuelle Attraktivität von Studentinnen zu bewerten, für die Allgemeinheit geöffnet wurde, sind viele, nicht unbedingt tech-affine zivilgesellschaftliche und gemeinschaftliche Initiativen aufgesprungen, weil es einfach war und man keine technischen Vorkenntnisse brauchte, um eine Gruppe zu organisieren und mehr Menschen erreichen zu können. »User-friendly« wurde zwar als Vorteil gepriesen, aber in Wirklichkeit bedeutet diese leichte Bedienbarkeit eine Entmachtung, eine Infantilisierung. Wir müssen nichts wissen, nichts verstehen, sondern nur »bedienen«. Diese angelernte Hilflosigkeit steht nun im Weg, sodass es dann heißt, ein Umstieg sei »zu kompliziert«.

Dazu kommt, dass kommerzielle Plattformen, die vordergründig Menschen miteinander verbinden, tatsächlich individualisierend wirken. Wir sind nicht mehr auf Expert*innen angewiesen, wir können alles selber machen – von Bankgeschäften über Reiseplanung bis hin zu medizinischen Ratschlägen und bürokratischen Anmeldungen. Das Ergebnis ist, dass sich immer mehr Menschen einfach erschöpft und überfordert fühlen. Wie schön wäre es, wenn wir alle diese Aufgaben einfach delegieren, auslagern könnten. Und schon treten KI-betriebene Virtual Assistants auf den Plan. Auch wenn ChatGTP, Siri, Alexa & co das Leben vordergründig erleichtern können, stehen im Hintergrund auch schwerwiegende Nachteile, zum Beispiel Datenklau, Verletzung der Privatsphäre und der enorme Verbrauch an Energie und Ressourcen, um KI-Systeme zu betreiben. Wie finden wir hier einen Ausweg?

Statt uns zu fragen, wie wir mit den vielen Anforderungen und der Flut an Information zurechtkommen, könnten wir mit der Frage anfangen: Was sind tatsächlich unsere Bedürfnisse?

Will ich vorwiegend einfach mit Freund*innen und Verwandten in Kontakt bleiben? Will ich meine künstlerische Arbeit bekannt machen? Suche ich einen Austausch mit Wissenden und Gleichgesinnten zu bestimmten Themen? Will ich hauptsächlich über lokale Veranstaltungen und Aktivitäten informiert werden? Will ich bei bestimmten politischen Entwicklungen einfach mitlesen? Suche ich Community?

Um diese unterschiedlichen Bedürfnisse abzudecken, gibt es keine einheitliche Lösung, sondern unterschiedliche Möglichkeiten. Aber wenn wir einmal wissen, was wir eigentlich wollen, wird es schon etwas weniger kompliziert.

Servus.at[2] ist eine seit den 90er-Jahren bestehende Netzkultur-Initiative in Linz, die aus den frühen multimedialen Experimenten der Linzer Freien Szene in den 80er- und 90er-Jahren entstanden ist und heute notwendige Infrastruktur für künstlerische und gesellschaftspolitische Arbeiten bereitstellt. Schwerpunkte sind FOSS (free open source software), Schutz der Privatsphäre und ein kritischer Umgang mit Technologie. Als Netzkultur-Initiative hat servus keine Kund*innen, sondern Mitglieder, und die Tools[3], die servus den Mitgliedern zur Verfügung stellt, sollen nicht einengen oder etwas vorgeben, sondern ermöglichen.

Zurück zum Anfang: Wie finden wir einen Ausweg aus den »Walled Gardens« kommerzieller Social-Media-Plattformen?

Auch wenn es manchmal so ausschaut, als ob es nicht möglich ist, ohne Google im Internet unterwegs zu sein, gibt es durchaus Alternativen. Servus stellt allen Mitgliedern Emailadressen und Nextcloud[4] zur Verfügung, um Grundbedürfnisse abzudecken. Darüber hinaus bietet servus auch die Einrichtung von Mailinglisten[5] an, eines der frühesten Tools für Organisation und Austausch. Zur Selbstdarstellung von Initiativen, Organisationen, Vereinen, Kunstschaffenden uvm. stehen Webspace und Newsletter zur Verfügung. Eine Website oder ein Newsletter sind zwar keine neuen Kommunikationsmöglichkeiten, aber sie werden wieder wichtiger, da kommerzielle Plattformen immer weniger vertrauenswürdig sind. Immer mehr Musikschaffende und unabhängige Journalist*innen, zum Beispiel, greifen jetzt auf Newsletter zurück, um sicherzustellen, dass ihre Arbeit ein interessiertes Publikum erreicht, was auf Werbung ausgerichtete Algorithmen keineswegs garantieren können.

Neben diesen erprobten, wieder in Mode kommenden Tools, ist servus auch bestrebt, die tatsächlichen Bedürfnisse der Mitglieder mit neuen Möglichkeiten abzudecken. Eine davon ist die Mastodon-Instanz social.servus.at.[6] Mastodon ist eine sogenannte Microblogging-App, mit der kurze Texte (mit oder ohne Bilder) geteilt werden können. Da Mastodon keine zentrale Plattform ist, laufen Mastodon-Instanzen dezentralisiert auf vielen eigenen Servern, können aber mit allen anderen Mastodon-Instanzen wie auch mit anderen Fediverse-Apps, wie z.B. Pixelfed, interagieren. Jede Instanz hat eigene Verhaltensregeln und Schwerpunkte. Weil social.servus.at für Mitglieder von servus eingerichtet wurde, drehen sich viele Posts um Linz und kritische Netzkultur. Wer einen Account bei social.servus.at einrichtet, kann Posts von anderen servus-Mitgliedern in der »Local Timeline« lesen, aber auch Posts von Accounts auf anderen Instanzen folgen.

Für Leute, die etwa von Twitter kommen, wird manches gewöhnungsbedürftig sein. Von Menschen, die mit anderen interagieren wollen, wird erwartet, dass sie sich zunächst in der Bio kurz vorstellen und eigene Interessen benennen. Wenn man sich mit dem ersten Post kurz vorstellt und Hashtags wie #NeuHier oder #Intro verwendet, wird man schneller von anderen Accounts aufgenommen. Auf Mastodon wird außerdem erwartet, dass Bilder mit Alt-Text, kurzen Bildbeschreibungen, versehen werden. Durch Alt-Text können Menschen, die Screenreader verwenden, sich am Austausch besser beteiligen, aber Alt-Text ist nicht bloß ein Zugeständnis an sehbehinderte Menschen. Manche Menschen, die sich mit Bilder-Lesen eher schwertun, schätzen Alt-Text ebenfalls, und viele merken, dass sie durch die Formulierung von Alt-Text um einiges bewusster mit Bildern umgehen.

Mit Hashtags, denen man folgen oder die man stumm schalten kann, oder mit Listen, die man nach eigenem Bedarf gestalten kann, lässt sich besser bestimmen, was und wie viel davon man aufnehmen will. Das könnte als umständlich oder kompliziert betrachtet werden – oder als eine Chance, die Kontrolle zu übernehmen.

Seit Anfang des Jahres bietet servus nun auch eine weitere Möglichkeit, um den Austausch unter den servus-Mitgliedern zu fördern: Clusters.[7]

Clusters ist eine Diskussionsplattform auf Basis der Open-Source-Software Discourse[8]. Diskussionen lassen sich in verschiedenen Kategorien organisieren, um einen besseren Überblick zu behalten, doch diese Kategorien können je nach Bedarf auch ergänzt werden. Ebenso lassen sich Kategorien einrichten, die nur für bestimmte Gruppen zugänglich sind. In einer Kategorie wird die Mailingliste LOOP für Mitglieder der servus/AMRO Community gespiegelt, wo Mitglieder sich frei entscheiden können, ob sie lieber auf der Plattform oder via Email reagieren wollen. Dadurch, dass Clusters textbasiert ist, können auch die persönlich bevorzugten Übersetzungsdienste verwendet werden (obwohl wir von Google Translate selbstverständlich abraten), um mögliche Sprachbarrieren zu überwinden.

Andere, bereits bestehende Kategorien sind z.B. »Skill-Sharing«, wo Mitglieder nachfragen können, ob andere schon mehr Erfahrung mit Mastodon, Listmonk oder anderen Tools haben. Veranstaltungen können in der Kategorie »What's Happening?« gepostet werden, wo im Gegensatz zur Signal-Gruppe »Seitenblicke« Fragen oder Kommentare durchaus erwünscht sind. Andere Kategorien sollen die Vernetzung und den Austausch unter servus-Mitgliedern[9] fördern. Dieses Ziel ist wichtig, weil servus.at kein Dienstleistungsbetrieb, sondern ein Teil des Linzer Kulturlebens ist und bleiben will.

Wenn wir einen Ausweg aus den »Walled Gardens« der großen, US-amerikanischen Medienkonzernen suchen, führt die Suche nach dem »Next Big Thing« nur in eine Sackgasse. Lokal und gut vernetzt bleibt unsere beste Hoffnung: The Future is Federated.

Der Titel des Textes verdankt sich der Betreffzeile eines servus Newsletters vom 17.02.2025, verfasst von Aimilia Liontou.

---

[1] *https://www.viennawriter.net/blog/social-media-grundsaetze-einstieg-ins-fediverse/*
[2] *https://core.servus.at/de/about/ueber-uns*
[3] *https://core.servus.at/de/toolbox/servus-toolbox*
[4] *https://book.servus.at/en/toolbox/cloud/*
[5] *https://lists.servus.at/mailman/listinfo*
[6] *https://social.servus.at/about*
[7] *https://clusters.servus.at*
[8] *https://discourse.org/about*
[9] Wer noch keine Mitgliedschaft bei servus.at hat, ist herzlich eingeladen, sich zu melden: *https://core.servus.at/member*

Aileen Derieg ist ehemalige Übersetzerin, die sich nun als Pensionistin hauptsächlich mit Feminismus und Netzaktivismus beschäftigt.

Als Reaktion auf Elons Musks politische Einflussnahmen wurde die ***EscapeX*-Kampagne** initiiert, die das Verlassen des Kurznachrichtendienstes X erleichtern soll. Eine der beteiligten Initiativen ist ***BAN X in EU***, die eine Petition für das Verbot der Plattform in Europa zum Ziel hat:

https://www.change.org/p/ban-x-in-europe-elon-musk-must-be-stopped-in-eu

Blattläuse auf der Enterprise

Von ihren Erfahrungen mit der dezentralen Microblogging-Software Mastodon berichtet *Svenna Triebler*.

Der Umzug von Twitter zu Mastodon fühle sich an, als müsse man plötzlich in einer Landkommune leben, nachdem man vom Nazi-Vermieter aus der Stadtwohnung vergrault worden sei. Das schrieb ich Mitte 2022, nachdem Elon Musk seine Übernahme der Plattform mit dem Vogel-Logo angekündigt hatte – damals noch ebendort, denn seinerzeit war ich noch zweigleisig unterwegs, in der vagen Hoffnung, der Putsch lasse sich vielleicht doch noch abwenden.
Der endgültige Abschied fiel dann aber doch nicht allzu schwer und nach drei Jahren auf dem Land ist es mal Zeit, über die Erfahrungen mit dem etwas anderen Sozialen Medium zu berichten; zumal ja unter dem Motte »Unplug Trump« (auf Deutsch in etwa: »Trump den Stecker ziehen«) seit dessen Amtsantritt eine allgemeine Bewegung weg von den US-amerikanischen Tech-Konzernen im Gange ist.

Um Mastodon zu erklären, muss man nicht allzu sehr in die technischen Details gehen – das haben andere Medien zur Zeit der großen Twitter-Abwanderungswelle 2022/23 bereits in großer Ausführlichkeit getan und damit vermutlich etliche Menschen durch den Eindruck abgeschreckt, das Ganze sei höllisch kompliziert und man brauche mindestens ein Informatik-Diplom, um mitmachen zu können.[1]
Nicht ganz unschuldig daran ist allerdings auch die Gründungskultur des Projekts: Als der Jenaer Entwickler Eugen Rochko im Jahr 2016 die gemeinnützige Mastodon GmbH als geschäftliche Basis eines dezentralen, nicht-kommerziellen, auf freier Software basierenden Netzwerks ins Leben rief, zog das in erster Linie eine Community an, die sich schon mal eingehender mit Dingen wie Datensouveränität, Open Source und der Kritik am Geschäftsmodell der monopolistischen Plattformbetreiber beschäftigt hatte, also kurz gesagt: Nerds. Teilweise prägt dies, ebenso wie die zumeist eher nach links neigende politische Einstellung der *Early Adopters*, noch immer die Mastodon-Kultur (mehr dazu später). Und der überschaubaren Größe dieser demografischen Gruppe entsprechend herrschte anfangs auch recht wenig Aktivität, was wiederum kaum einladend wirkte, wenn man auf Twitter, Facebook oder sonstwo seit Jahren ein größeres Netzwerk und eine gewisse Reichweite aufgebaut hatte.

Bild: Mullana (CC BY 4.0)

»Mastodon ist Star Trek«

Aber zurück zum grundlegenden Ansatz, der auf Wikipedia folgendermaßen beschrieben wird: »Mastodon ist als dezentrales Netzwerk konzipiert, das nicht auf eine Plattform beschränkt ist: Verschiedene Server, von Privatpersonen oder Institutionen eigenverantwortlich betrieben, können miteinander interagieren.« In der Praxis heißt das, dass die jeweiligen Betreiber*innen quasi das Hausrecht auf ihren Servern (auch Instanzen genannt) innehaben; sie legen also Moderationsregeln fest, können User*innen bei Verstößen rauswerfen und entscheiden auch darüber, mit welchen anderen Instanzen ihr Server sich verbindet (»föderiert«) und welche geblockt werden.

Kein Informatik-Diplom nötig

Das ist eigentlich schon alles, was man für den Einstieg wissen muss. Man braucht also keinen eigenen Server zu betreiben – wie vermutlich manche glauben, die zum ersten Mal von dem Konzept hören –, und die eigentliche Registrierung ist nicht komplizierter als bei kommerziellen Angeboten. Verwirrend ist allerdings die Vielfalt der Instanzen, schließlich existieren davon mittlerweile fast 16.000 mit unterschiedlichen Aufnahmekriterien, Moderationsregeln und inhaltlichen Schwerpunkten.[2]
Das ist allerdings kein grundsätzliches Problem; man kann sich für den Anfang auch bei einer der »großen« Instanzen wie etwa mastodon.social (von Rochko selbst gegründet) anmelden, sich erst einmal ein bisschen umsehen und später – mitsamt Followern und Gefolgten – auf einen anderen Server umziehen, der einem vielleicht mehr liegt.

Die Wahl, welchen Accounts – egal ob auf eigenen oder föderierten Servern – man folgen sollte, wird einem ebenfalls nicht durch irgendwelche Algorithmen abgenommen. Dankenswerterweise führte zu meiner Zeit der große Exodus dazu, dass viele Twitterati gleichzeitig den Umzug wagten; zudem bastelten technisch versierte Fluchthelfer*innen Tools, mit denen sich andere Umsteiger*innen leicht wiederfinden ließen, sodass ich letztlich einen recht großen Teil meiner Community in die Landkommune mitnahm.

Auch ein Begrüßungspost mit dem Hashtag #neuhier und vielleicht ein paar Neulings-Fragen können helfen. Da sieht man an den Antworten auch gleich, wer sich um einladende Umgangsformen bemüht und wer das Fediverse-Klischee bedient, demzufolge sich hier nur Besserwisser*innen tummeln, die auf alle herabsehen, die nicht mindestens schon mal ein Linux-System aufgesetzt haben.
A propos Hashtags: Dass man diesen ebenso folgen kann wie einzelnen Accounts, ist ein absoluter Pluspunkt. Auf diese Weise bekommt man automatisch alle Posts angezeigt, die mit den entsprechenden Schlagworten gekennzeichnet sind; in meinem Fall sind das etwa News aus verschiedenen Naturwissenschaften und Beiträge aus der Fahrradbubble.

Stadt vs. Land

So baut man sich nach und nach ein Netzwerk auf und lernt vor allem auch den allgemeinen Umgangston kennen. Der ist nämlich deutlich anders, als man es von der Vogelplattform gewohnt war, je nach Standpunkt im Guten oder im Schlechten.
Denn der Massenexodus brachte auch einen *Clash of Cultures* mit sich: Während die Neuankömmlinge versuchten, sich im digitalen Exil zurechtzufinden, fühlten sich die Dorfhippies von arroganten Städter*innen mit Konsummentalität überrannt, die nicht mal wussten, wie man einen Traktor fährt, dafür aber meckerten, dass es im Hofladen keine Avocados gibt, und sich von der Bitte bevormundet fühlten, ihren Müll nicht auf die Straße zu werfen. Die Alteingesessenen hatten sich ja nicht ohne Grund ein virtuelles Zuhause jenseits der krawalligen Kommerzplattformen eingerichtet, und zwar lange, bevor deren Aufregungsmechanismen ganz offiziell vom Technofaschismus gekapert wurden. Die Zugezogenen wiederum vermissten ihre alte Reichweite, die ja häufig auf eben jener Empörungsökonomie basierte, monierten das Fehlen dieser oder jener Funktion[3] und waren von dem – aus ihrer Sicht übertriebenen – Beharren auf Rücksichtnahme überfordert.
Etwa in Sachen Bildbeschreibungen, die blinden und seheingeschränkten Menschen eine Teilhabe via Screenreader ermöglichen. Anfangs fand auch ich die ständigen Appelle, Fotos, Gifs und Videos doch bitte zu betexten, ziemlich belehrend. Meine Meinung änderte sich schnell grundlegend: Das Feature steht beispielhaft dafür, das Fediverse so inklusiv wie möglich zu machen, und mittlerweile habe ich es mir zum Prinzip gemacht, nicht nur eigene Bilder mit Beschreibung zu versehen, sondern auch keine Posts zu teilen, die darauf verzichten. Und ja, ich gehöre zu denjenigen, die diese ach so nervigen Appelle weiterverbreiten.[4]
Auch die sogenannten *Content Notes*, hinter denen sich Beiträge mit für andere möglicherweise verstörenden oder zumindest unerwünschten Inhalten verbergen lassen, mögen manchen überzogen scheinen, gerade wenn man so weit geht wie etwa die Instanz chaos.social, auf der politische Themen grundsätzlich mit entsprechenden Hinweisen versehen werden sollen. Tatsächlich aber hilft so etwas, die Doomscrolling-Spirale zu unterbrechen, und trägt zu der entspannteren Atmosphäre bei, die das Fediverse gegenüber anderen Plattformen auszeichnet.

Nazis raus

Ein anderer, vermutlich entscheidenderer Grund dafür ist die keinesfalls unpolitische Haltung, die das Fediverse prägt. Zwar kann im Prinzip jede*r eine eigene Instanz eröffnen und dort allerhand unappetitliche Gestalten reinlassen – wer allerdings Trollen oder rechter Hetze eine Plattform bietet, wird sich schnell allein auf weiter Flur wiederfinden, weil ein Großteil der anderen Instanzen den Server blockt und so vom übrigen Fediverse abkoppelt. Bislang funktioniert diese Deföderierung recht gut und die sozialmediale Aufregung, die aus einer dahingerotzten Menschenfeindlichkeit einen rechten *Talking Point* macht, bleibt den Faschos zumindest hier verwehrt.
Perfekt ist das Netzwerk natürlich trotzdem nicht. Während Nazis es schwer haben, einen Fuß in die Tür zu bekommen, gibt es beispielsweise etliche Instanzen, die kein Problem mit übelster Hamas-Propaganda haben, solange sie von irgendwie links kommt, und im Fediverse dennoch weithin geduldet werden.
Andere, darunter auch mastodon.social, sind ziemlich lax im Umgang mit Spamschleudern, und dann sind da eben noch die viel beklagte Besserwisserei sowie technische und moralische Überheblichkeit, also die unangenehmen Seiten auch der progressiven Nerdkultur.
Wer etwa nach empfehlenswerten Mastodon-Clients (also Apps mit einer handytauglichen Benutzeroberfläche) für iOS fragt, darf neben hilfreichen Tipps auch mit naserümpfenden Kommentaren rechnen, warum man sich denn bitte vom proprietären Apple-Ökosystem abhängig macht; und dann sind da noch die berüchtigten »Reply Guys«: Leute, die ungefragt ihren Senf dazugeben, sei es in bierernsten Antworten auf alberne Wortspiele oder als sogenanntes Mansplaining, also das ungebetene Erklären von Dingen, von denen die angesprochene Person mehr Ahnung hat, typischerweise von Männern gegenüber Frauen.

Ansonsten wurden bei einer nicht repräsentativen Umfrage in meiner Timeline vielfach die Hakeligkeiten bemängelt, die eine dezentrale und vielfach ehrenamtlich betriebene Infrastruktur so mit sich bringt: So läuft die Föderierung nicht immer ganz ruckelfrei, ebenso wie das Umziehen auf eine andere Instanz – was manchmal nötig ist, wenn privaten Betreiber*innen eines Servers der Arbeitsaufwand über den Kopf wächst oder Spenden die Kosten nicht decken, und der Stecker gezogen wird.

Inwieweit die jeweilige Kritik berechtigt ist, ist natürlich auch eine Frage der Ansprüche. Wem Krawall und Algorithmen fehlen oder wer auf größere Reichweite hofft, ist zumeist ohnehin längst zu Bluesky weitergezogen, der Plattform des einstigen Twitter-Gründers Jack Dorsey, und die Beschwerden über technische Unzulänglichkeiten klingen ein bisschen so, als nörgele man über Blattläuse im Salat vom Ökohof, während die Alternative im makellos gespritzten Supermarktgemüse besteht, dessen Erzeuger auch schon mal mit Reichskriegsflagge durch Berlin treckert.

Wer mit den Blattläusen leben kann, statt Trollarmeen lieber den einen oder anderen Reply Guy in Kauf nimmt und idealerweise auch keine Einwände gegen das Verfassen von Bildbeschreibungen hat, findet auf Mastodon jedenfalls eine virtuelle Heimat – die eben kein Ersatz für das »gute alte« Twitter oder eine Konkurrenz zu Bluesky ist, sondern eine ganz eigene Community voller Geeks, Queers, Programmierer*innen, Ökos, Plüschtiere, Solarpunks und Antifas. Quasi ein permanenter virtueller Chaos Communication Congress. User @jollysea@chaos.social fasst seine sieben Jahre Fediverse-Erfahrung so zusammen: »Mir gefällt es hier besser als auf Twitter, denn: 1.) Ich bekomme deutlich mehr Reaktionen auf meine Hirnfürze. 2.) Kostenloser Linux-Support.« Und @GayDeceiver@mstdn.social protokolliert eine Unterhaltung mit einem Freund: »Auf Mastodon gibt es Wissenschaftler*innen und Fachleute auf ihrem Gebiet, und alle sind supernett. Auf Bluesky eher nicht so« und präzisiert: »Mastodon ist Star Trek. Bluesky ist Star Wars.« Dem ist nichts hinzuzufügen.

---

[1] Lediglich am Rande erwähnt sei, dass Mastodon nur ein Teil des sogenannten Fediverse ist, zu dem unter anderem die Videoplattform PeerTube, die Instagram-Alternative Pixelfed oder das an Facebook erinnernde Netzwerk Friendica gehören. Aber das muss man erst einmal alles nicht wissen, wenn man nur einen Ersatz für Musks virtuelle Nazikneipe sucht. Und alteingesessene Nutzer*innen werden ohnehin früh genug darauf hinweisen, siehe »Besserwisserei«.

[2] So gibt es offene Server à la »Kommt einfach rein« und solche, die eine Einladung erfordern. Manche sind auch auf einen bestimmten Kreis von Accounts beschränkt, etwa die selbsterklärend benannten podcast.social oder reporter.social (auf plushies.social kommen sogar ausschließlich Plüschtiere zu Wort); andere wie etwa norden.social haben einen regionalen Schwerpunkt oder richten sich an bestimmte Interessengruppen.

[3] Die in vielen Fällen bewusst weggelassen wurden, um gezielte Trollereien und eine allgemeine Randalestimmung gar nicht erst aufkommen zu lassen.

[4] Wie sehr Barrierefreiheit letztlich allen zugutekommt, wird einem einmal mehr klar, wenn man mal wieder auf das Internet der Deutschen Bahn angewiesen ist und die Bandbreite nicht zum Anzeigen von Bildern ausreicht – mit Beschreibungen hat man trotzdem etwas davon.

Svenna Triebler lebt in Hamburg, schreibt für die Zeitschrift Jungle World *und ist auf Mastodon unter* mastodon.social/@bewitchedmind *aktiv.*

Offene Wunden

Durchs Debatten-Dickicht um die »Offenheit« von KI-Systemen führt uns *Michael Aschauer* und zeigt in seiner Analyse auch die damit verbundenen Fallstricke auf.

Im November 2024 veröffentlichte die *Open Source Initiative* ihre finale Fassung der *Open Source AI Definition* und stieß damit auf wenig Gegenliebe und viel Kritik. Zur Klärung, was quelloffene und freie Künstliche Intelligenz ist, hat sie jedenfalls bisher wenig beigetragen.

Die 1998 gegründete *Open Source Initiative* zertifiziert Software-Lizenzen auf Kompatibilität zu ihrer Open-Source-Definition. Sie ist damit praktisch Wachhund und Kontrollinstanz über den Begriff »Open-Source-Software«. Man spricht dann von einer *»OSI approved License«*. Die Open-Source-Definition selbst ist eine recyclte Version der *Debian*-Richtlinien für freie Software (*Debian Free Software Guidelines*) die von der *GNU/Linux* Distribution *Debian* geschaffen wurden, um angesichts des Sammelsuriums verschiedenster freier Lizenzen, Freiheiten und Kriterien zu definieren, die notwendig sind, um Software in eine Distribution aufnehmen zu können.

Beide Dokumente wiederum berufen sich auf die vorhergehende »Free Software Definition« der *Free Software Foundation*, die in ihrer ersten Fassung 1986 veröffentlicht wurde. Sie definiert vier Freiheiten, die freie Software gewähren muss: Die Freiheit, das Programm auszuführen, wie man möchte und für jeden Zweck. Die Freiheit, die Funktionsweise des Programms zu untersuchen und eigenen Bedürfnissen anzupassen. Die Freiheit, das Programm weiterzuverbreiten und die Freiheit, das Programm zu verbessern und diese Verbesserungen wiederum weiterzugeben. Diese Freiheiten bedingen eine Offenheit der Quellen: »Open Source.« Um zu verdeutlichen, dass *frei* hier nicht *gratis* meint (»Frei wie in Freiheit, nicht wie in Freibier«) wird auch gerne der französische Begriff »libre« verwendet (*Libre Software*).

Die *Open Source Definition* ist mehr oder weniger deckungsgleich mit den Debian-Richtlinien für freie Software, der Begriff Freie Software wurde jedoch durch Open Source ersetzt. Es ist die geschäftstaugliche Version, die den Idealismus und Aktionismus der freien Software durch einen coolen Marketing-Begriff ersetzt und primär auf das Argument der Softwarequalität setzt. Dabei werden Lizenzkompatibilitäten regelmentiert, um den Pool zu definieren, aus dem sich dann auch (Big und Small) Business bedienen können, nach dem Motto: »Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut!« (»Good for business, good for the world«[1]). Für Bruce Perens, der an beiden Dokumenten zentral beteiligt war, sind »Open Source« und Freie Software unterschiedliche Begriffe für dasselbe Phänomen, was aber bei weitem nicht überall so gesehen wird. Hier liegt auch der Grund für einen Dauer-Konflikt zwischen den Proponenten beider Lager. Um alle gemeinsam anzusprechen, spricht man in Folge auch von FLOSS (Free/Libre/Open Source Software).

Wie man sieht, ist das kein homogenes Feld und noch schwieriger wird es, will man die Offenheit von KI definieren. Zuallererst steht hier die Frage im Raum, ob sich KI-Systeme überhaupt grundsätzlich von gängigen Software- und Daten-Systemen unterscheiden. Ein System des maschinellen Lernens ist ja nicht nur ein ausführbares Programm, das durch Kompilieren eines Quellcodes entsteht.
Ein KI-System besteht im Wesentlichen aus: 1) dem Modell selbst, einer Sammlung von Zahlen und Parametern (Gewichten und Verzerrungen / weights and biases), die von der Maschine erlernt werden, 2) einem Programm (und dem Quellcode), um anhand dieses Modells Vorhersagen zu treffen, 3) Programm, Quellcode und (Hyper) Parameter für das Training dieses Modells, sowie 4) Daten für Training und Evaluierung.

Sind Trainingsdaten nun Bestandteil der Quellendaten? Wenn ja, wäre nicht zwingend eine neue Definition oder Lizenz notwendig. Der Status der Trainingsdaten ist tatsächlich der strittigste Punkt in der Debatte und neben zahlreichen weiteren Kritikpunkten (Transparenz, Kompetenz und der Frage um Involvierung und Repräsentanz der Community) auch das Hauptproblem an der *Open Source AI Definition*. Sie beruft sich auf die erwähnten vier Freiheiten (Use, Study, Modify, Share) erlaubt aber die Verwendung nicht-teilbarer Daten und begnügt sich mit Beschreibungen und Herkunftsangaben unter Verwendung schwammiger Formulierungen wie: »ausreichend detaillierte Informationen über die zum Training des Systems verwendeten Daten, so dass ein Fachmann ein im Wesentlichen gleichwertiges System aufbauen kann«. Die Argumention dahinter ist nicht gänzlich unschlüssig: Daten haben eine andere (urheber)rechtliche Grundlage als Quellcode, die je nach Jurisdiktion sehr unterschiedlich sein kann.

Viele Daten sind – zum Beispiel aus Privatschutzgründen – nicht teilbar. Einfachstes Beispiel: Gesundheitsdaten. Es könnte also nie ein offenes KI-System im Gesundheitswesen geben. Ein unerwähnter (aber nicht unwesentlicher) Grund, warum das Teilen der Daten bei den derzeit großen Modellen – ob frei oder unfrei – unmöglich scheint, ist jedoch, dass diese aus illegalen Quellen stammen oder durch illegale Methoden gesammelt wurden. So ist inzwischen dokumentiert, dass sich *Meta* aus populären Schattenbibliotheken bediente. Das Insistieren auf

Michael Aschauer: Monkey Planet (Arbeitskizze), 2025

Trainingsdaten würde, so die Argumentation, offene KI zu einem Nischenthema machen, und sich auf sehr wenige und sehr kleine Modelle beschränken.

Selbst die *Free Software Foundation* erkennt an, dass es gute Gründe gibt, Trainingsdaten nicht zu veröffentlichen, stellt aber auch klar, dass es sich dann nicht um eine freie Anwendung handeln kann. Die Frage, warum sich ein System quelloffen oder frei nennen soll, dessen Quellen nicht offen sind, steht also tatsächlich ohne vernünftige Antwort im Raum. Die *Free Software Foundation* hat sich bisher jedoch nicht zu einer eindeutigen Definition durchgerungen und diskutiert weiterhin das Thema, wie Richard Stallman, Gründer der Freien Software Bewegung, Ende Januar 2025 im Rahmen eines Vortrags im südfranzösischen Montpellier bestätigte.

Das *Linux Foundation AI & Data Project Generative AI Commons* wiederum arbeitet an einer eigenen Klassifizierung, dem »*Model Openness Framework*«: Es definiert 17 Komponenten der drei Typen: Code, Daten und Dokumentation, und leitet daraus drei Klassen von Modellen ab: *Open Model, Open Science Model* und *Open Tooling Model*. Zum Pariser KI-Gipfel »*AI Action Summit*« im Februar formierte sich auch eine *Open Source Alliance* und warf eine »*Open Weight Definiton*« in den Ring.

Der *EU Artificial Intelligence Act* zur europaweiten KI-Regulierung sieht Erleichterungen und Ausnahmen für offene Systeme vor, es findet sich jedoch keine verbindliche, formale Definition derselben: Man spricht von KI-Systemen und Modellen unter offenen und freien Lizenzen. Trainingsdaten müssen dokumentiert – auch, und vor allem, von unfreien Modellen –, aber nicht veröffentlicht werden.

Wie auch immer: Aktuell erfüllen nur sehr wenige der frei verfügbaren Modelle die erwähnte Open Source AI Definition. Die bekanntesten (*Llama* von *Meta*, *Gemma* von *Google*, *Phi* von *Microsoft*, *Deepseek* oder *Mistral*) zählen alle nicht dazu. Dass es aber auch mit freien Trainingsdaten geht, beweisen unter anderem das *Allen Institute for AI* (hinter dem der ehemalige Microsoft-Gründer Paul Allen steckt) mit *OLMo*, *EleutherAI* mit *Pythia* und kleinere französische Initiativen wie *Pleias* und *OpenLLM France*. AllenAi hat mit OLMoTrace kürzlich auch ein Tool veröffentlicht, um Abstammungen von generativen Inhalten auf Trainingsdaten zurückzuverfolgen.

Der gängigen Praxis des »Open-Washing« wird inmitten dieser Verwirrungen also Tür und Tor geöffnet. Was »offen« im Kontext von Künstlicher Intelligenz heißen soll, bleibt unklar. Dabei findet sich das Bekenntnis zu Offenheit in fast allen Digitalisierungs-Strategien – auch in Österreich: vom nationalen Fahrplan für die Digitale Dekade Österreichs, der digitalen Agenda der Stadt Wien oder dem Programm Digitales Linz: »*Linz setzt auf Transparenz und befeuert digitale Offenheit.*«[2]

Zweifelsfrei sind offene Quellen und freie Software zentral und wichtig für Transparenz und Vertrauen, Nachvollziehbarkeit und Reproduzierbarkeit und das Vermeiden von Vendor-Lock-ins.[3] Offener Code allein ist aber noch lange kein Garant für digitale Souveränität. Kein Software-Konzern hat je freie Software aus Nächstenliebe veröffentlicht: Von Anfang an diente FLOSS auch als Arsenal im Waffenschrank von Big Tech, um unliebsame Konkurrenten zu schwächen und Vorherrschaften über technische Ökosysteme zu brechen oder für sich selbst zu erobern: *Google* sichert sich so zum Beispiel mit dem – auf dem Papier – freien Betriebssystem *Android* die Dominanz über große Teile des Mobilfunk-Marktes. Der KI-Bereich ist aktuell natürlich heiß umkämpft. So ist zum Beispiel *Meta* federführend in der Entwicklung von PyTorch, dem dominierenden, freien Entwickler-Framework für KI und versucht mit der Veröffentlichung frei verfügbarer Modelle wie Llama natürlich auch *OpenAI* und *Google* das Wasser abzugraben. Ohne das de-facto-Hardware-Monopol von *NVIDIA* geht zur Zeit sowieso fast gar nichts, egal ob der Code frei ist oder nicht. Es zeichnet sich aber ab, dass die Entwicklung von offener und freier KI nicht aufzuhalten ist, wie auch immer man sie im Detail definiert.

Gerade im Bereich generativer KI stellen Modelle und notwendige Ressourcen derart hohe Einstiegshürden für Betrieb und Training dar, dass nur wenige Player in der Lage sind, Entwicklungen an diesen grundlegenden »foundation models« überhaupt zu forcieren und/oder im Detail nachzuvollziehen.

Dass Offenheit und Freiheit von komplexen Software-Systemen alleine nicht ausreichen, um Freiheit und Unabhängigkeit der Nutzer zu garantieren, zeigt sich auch an anderer Stelle – wie dem Eklat um die Blog-Software *WordPress*, das gerne auch als Content-Management-System für Webseiten und Online-Shops aller Art missbraucht wird. In der Kurzfassung: Matt Mullenweg, Gründer von *WordPress* – der in Personalunion sowohl der *WordPress Foundation* vorsteht, die die Entwicklung von *WordPress* betreibt, als auch der Firma *Auttomatic*, die *WordPress* kommerziell verwertet –, hatte beschlossen, dass *WP Engine* (eine Konkurrenz-Firma, die auch Hosting von *WordPress*-Seiten anbietet) zu wenig zur Entwicklung der Software beiträgt. Im eskalierenden Streit um Marken- und Nutzungsrechte wurden unter anderem die Auslieferung von Sicherheits-Updates für betroffene Seiten eingestellt, sowie Entwickler, die sich nicht ausreichend distanzierten, von ihren Accounts ausgesperrt. Der Fall beschäftigt nach wie vor die Gerichte. Das ganze läuft natürlich auf Kosten der Nutzer und demonstriert vor allem eines: Wenn wir als Gesellschaft zunehmend anhängig von komplexen Software-Infrastrukturen inklusive regelmäßiger Wartung und Sicherheitsupdates sind (im Falle von *WordPress* wird oft behauptet, dass geschätzte 40% aller Internetseiten auf diesem System laufen), wird die Frage nach der Führung und Kontrolle, sowohl in der Entwicklung als auch im Betrieb relevant. Macht konzentriert sich auch ohne Strukturen und eine Spaltung des Projekts ist mit zunehmender Komplexität und Abhängigkeit immer schwieriger möglich.

Der Quellcode alleine reicht als demokratische Kontrollmöglichkeit für die Freiheit der Nutzer also nicht mehr aus. Lizenzen und Quelltext allein haben wenig beizutragen, wenn es um den technologischen und politischen Imperativ geht, dem die Entwicklung folgt, oder um zeitnahe Auslieferung von Sicherheitsupdates. Was passiert, wenn die Alternativen fehlen? Oder die Ressourcen zur Alternative? Was passiert, wenn der »*don't be evil*«-Konzern doch böse wird oder der wohlmeinende Diktator nicht mehr wohlwollend ist?

Eine Textfassung mit ausführlichen Links findet sich unter *versorgerin.stwst.at*

---

[1] Towards a definition of »Open Artificial Intelligence«: First meeting recap, *https://opensource.org/blog/towards-a-definition-of-open-artificial-intelligence-first-meeting-recap*

[2] Programm Digitales Linz, *https://www.linz.at/digitaleslinz/126948.php*

[3] Damit ist gemeint, dass die exklusive Nutzung der Produkte eines Herstellers dazu führt, dass dieser nicht so leicht gewechselt werden kann.

Michael Aschauer ist Artiste-Auteure numerique und Creative Full-stack Engineer. Er wuchs in Linz auf, studierte in Wien und lebt derzeit in Südfrankreich. https://m.ash.to

Psychologie für Prototypen

Ein Kommentar von *Nico Hoppe* über postaufgeklärte Selbsttypologisierung.

Zu den unsinnigsten Zeitdiagnosen gehört die Vorstellung vom drohenden Untergang der Menschheit durch Künstliche Intelligenz. Dass es sich dabei oft weniger um eine Befürchtung als um eine mit Angstlust besetzte, kaum verhohlene Wunschvorstellung zu handeln scheint, zeigt sich in der alltäglichen Angleichung und somit Herabsetzung menschlichen Denkens an algorithmische Standards. Gegenwärtig kann man das im Bereich der Psychologie beobachten: Obwohl er bereits in den 1940er-Jahren unter dem Einfluss der Archetypenlehre des Psychoanalytikers C.G. Jung entwickelt wurde, scheint der sogenannte Myers-Briggs-Typenindikator heute populärer denn je zu sein. Er ist nicht nur die Grundlage für dutzende Onlinetests, die dabei helfen sollen, herauszufinden, zu welchem von 16 verschiedenen Persönlichkeitstypen der Befragte gehört; das jeweilige Ergebnis – eine oft auf einen Titel runtergebrochene Buchstabenkombination, die verspricht, Wesensart und Temperament einer Person zusammenzufassen – ist gerade bei jungen, für »Mental Health« und »Persönlichkeitsentwicklung« besonders sensiblen Menschen inzwischen oft direkt neben den Pronomen im Social-Media-Profil zu finden. Ist man schüchtern oder gesellig? Intuitiv aufbrausend oder in sich ruhend? Rational oder sensibel? Anhand der Faktoren Motivation, Aufmerksamkeit, Entscheidungsfreudigkeit und Lebensstil bekommt jeder die Freiheit, sich in die Persönlichkeits-Dichotomien einzuordnen.

Die oft nur wenige Minuten dauernden Tests versprechen das zweifelhafte Vergnügen, in eine von 16 minimalistischen Charakter-Schemata einsortiert zu werden. So findet die Einteilung auf der Internetseite *16Personalities* in 4 gröbere Gruppen statt (Analysten, Diplomaten, Wächter, Forscher), die dann noch einmal in jeweils 4 Subtypen kategorisiert werden. Zu den Forscher-Typen gehören der »kühne und praktisch veranlagte« Virtuose (ISTP), der »flexible und charmante« Abenteurer (ISFP), der »kluge, energiegeladene und äußerst scharfsinnige« Unternehmer (ESTP) und der »spontane, energiegeladene und enthusiastische« Entertainer (ESFP). Will man sich genauer informieren, nennt einem die Seite noch einzelne Berühmtheiten (darunter Promis, seit Jahrhunderten verstorbene Philosophen oder fiktive Charaktere aus Filmen und Serien), die diesem und jenen Persönlichkeitstypus zuzuordnen sind. So können sich etwa immerhin 3% der Menschheit glücklich schätzen, ein charismatischer, zum Anführer geborener Kommandeur (ENTJ) wie Steve Jobs, Margaret Thatcher oder Malcolm X zu sein. Das PDF mit weiteren Ausführungen zu individuellen Stärken und Schwächen, romantischen Beziehungen und beruflicher Laufbahn kostet dann aber knapp 5 Euro.

Wem Astrologie zu hanebüchen anmutet, kann sich mithilfe schematisierender Selbsterfahrungs-Tests vom Vorwurf des Aberglaubens befreien (schließlich handelt es sich bei dem Myers-Briggs-Typenindikator um ein Diagnoseverfahren, das inzwischen in Unternehmen Anwendung findet), um – im Jargon der postmodernen Bürowelt – Potentiale und Fähigkeiten jedes Einzelnen besser zu fördern. Die Myers-Briggs-Akronyme sind auch auf Datingplattformen keine Seltenheit mehr: Passenderweise finden sich unzählige Selbsthilfe-Ratgeber im Internet, die mit Bestimmtheit vorhersagen, welche Typen zusammenpassen und welche nicht. Genau wie die Astrologie suggerieren die Myers-Briggs-Persönlichkeitstests ein Menschenbild, in dem der Einzelne von nicht zugänglichen Kräften gesteuert wird: Jeder ist eben so, wie er ist und die zentrale Aufgabe eines jeden besteht darin, sein Schicksal anzuerkennen und auf Grundlage dessen zu handeln. Diese trostlose Algorithmisierung des Einzelnen lässt nicht viele Wege offen, bietet aber immerhin festen Grund und die Scheinklarheit, sich endlich leichter orientieren zu können. Nur sind es jetzt eben nicht mehr Sternbilder, die die Einzelnen lenken, sondern eine als verhärtete Struktur vorgestellte Persönlichkeit, die sich in einem Akronym auf den Punkt bringen lässt und keinen Raum für Widersprüche lässt. Die durchschematisierte Borniertheit und die Anpassung an vorgegebene Rollen, die jedem im – nicht nur beruflichen – Alltag abverlangt wird, wird nicht mehr als zweckorientierter Imperativ wahrgenommen, sondern als eine natürliche Tatsache, die es anzuerkennen gilt. Die klassische Astrologie hatte in Form von Horoskopen immerhin noch spielerisch-orakelnden Charakter, während postaufklärerische Selbsterfahrungs-Experten sich wohl tatsächlich den eindimensionalen Prototypen annähern, die sie von Geburt an zu sein glauben.

Abseits ihrer ideologischen Funktion steht die Validität der schematisierenden Test-Psychologie in Frage. Denn die Probleme beginnen bereits bei den unhinterfragten Prämissen: Ist die Selbstauskunft eines Menschen gegenüber einem von vornherein festgelegten Fragenkatalog wirklich aussagekräftig? Was, wenn der Befragte so antwortet, wie er sich selbst gern sehen möchte? Was, wenn er ein bestimmtes Ergebnis erzielen möchte, um dem Blick eines Anderen (dem Arbeitgeber, der Familie oder der Geliebten zum Beispiel) zu entsprechen? Der Myers-Briggs-Typenindikator blendet Fragen wie diese, bei denen sich tatsächlich etwas über den komplexen Charakter eines jeden Menschen erfahren ließe, einfach zugunsten einer möglichst linearen Klassifizierung aus. Das scheint jedoch im Interesse der Befragten zu liegen: Psychologie wird zu einem hilfreichen Tool, mit dem sich eine weitere Facette zur virtuellen Visitenkarte namens Social-Media-Profil hinzufügen lässt. Schließlich muss man mithalten, nicht nur zuschauen, sondern auch aktiv »Content-Creator« sein, also Produzent gleichförmiger Variationen dessen, was eh schon ist. Weil das jedem, der dieses Spiel mitmacht, zumindest unbewusst klar ist, sucht man nach Wegen, sich hervorzuheben. Die Pointe dieser Dynamik ist, dass der Selbsterfahrungs-Markt für diejenigen, die sich nicht gleich eine Internet-Schnelldiagnose für eine psychische Erkrankung verpassen wollen, nur Individualität in Form von 16 vorgestanzten Mustern zur Auswahl hat. Die postmoderne Ödnis, die sich in der Netzwelt so schamlos preisgibt wie sonst nirgendwo, wird nicht aufgehoben, sondern einfach nur pluralisiert.

Nico Hoppe ist freier Autor in Leipzig und schrieb bisher u.a. für Cicero, *die* Welt, *die* NZZ *und den* Standard.

Bezahlte Anzeige

KLIMAFÖRDERUNGEN

Die Klimaförderungen des Umweltressorts der Stadt Linz stärken die lokale Wirtschaft und setzen wichtige Impulse für die Zukunft unserer Stadt. Unterstützt werden Investitionen in eine nachhaltige Energienutzung und Mobilität ebenso wie die Begrünung von Fassaden, Dächern und Innenhöfen sowie das Pflanzen von Bäumen.

Alle Informationen:
www.linz.at/umwelt/foerderungen.php

Mag.ª Eva Schobesberger
Klimastadträtin

BEZAHLTE ANZEIGE

Mein Meinen

Entwürfe zu einer kritischen Theorie der Meinung von *Eric-John Russell*.

Wenn es stimmt, dass heute *jeder* eine Meinung hat, so gilt gleichermaßen, dass in der Vergangenheit *niemand* eine hatte. Zwar hatten Menschen immer Vorstellungen, Überzeugungen oder Gedanken über die Welt, doch dass *Meinung* zu einem Substantiv mit bestimmtem oder unbestimmtem Artikel wurde, zu einem zentralen Medium moderner Subjektivität und selbst zu einem Objekt statistischer Messung, ist eine weit kompliziertere und weniger historisch beständige Angelegenheit.

Wann wurde Denken zu »Meinen«? Oder schlimmer noch: Wann wurde alles Denken auf ein Meinen reduziert? Dies ist keineswegs eine esoterische philosophische Frage in einer Zeit, in der unsere global vernetzte Welt mit ihren digitalen Plattformen in ätzenden politischen Auseinandersetzungen ertrinkt. Eine allgemeine Skepsis gegenüber objektiver Wahrheit, die sich etwa in der Feindschaft gegenüber Fachleuten und Fachwissen und verbreiteten Appellen an Emotionen, »Bauchgefühl« und Meinungen ausdrückt, bahnt einem überwältigenden Relativismus des Wissens den Weg. Das Florieren von medialer Meinungsmache, Demagogie, Verschwörungstheorie und Falschinformation zeugt von der anwachsenden Allmacht der Meinung als souveränem Standpunkt zur Beurteilung der Welt.

Die Form der Meinung setzt eine bestimmte Form von Subjektivität voraus, die einen starken Eigentumsanspruch geltend macht, verdichtet in Hegels Wortspiel, »Meinung ist *mein*«[1], eine Gewissheit des Besitzes. In der Tat bezeichnet Meinen eine soziale Aktivität des Subjekts, bei der einem bestimmten Gehalt, der in einem Inneren angesiedelt ist, das »mein eigen ist«, Ausdruck verliehen wird. Wir finden hier eine neue Form von *Innerlichkeit*, die auf die Irreduzibilität der subjektiven Erfahrung verweist: Die Meinung ist mehr als alles andere die *meinige*. Ähnlich wie *mein* Eigentum ist sie unmittelbarer Ausdruck *meiner* Besonderheit. Ich muss keine Gründe für meine Meinung angeben, selbst wenn sie nachweislich falsch ist oder offenkundig wahnhaft. Keiner kann sie *mir* wegnehmen.

Historisch gesehen entstand die Meinung aus dem Verkehr von Individuen innerhalb der geschäftigen Atmosphäre eines großstädtischen Unternehmermilieus, das mit dem monarchischen Absolutismus in Widerspruch geriet. Die Meinungsform wurde inmitten von Salondebatten, Kaffeehäusern und des aufblühenden Pressewesens geboren. Sie setzt eine abstrakte Form der Unabhängigkeit des Individuums voraus, die einem Bild von Gesellschaft als Summe ihrer Teile entspricht, deren Beziehungen angeblich das für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische natürliche Gleichgewicht besorgen. Es ist kein Zufall, dass das französische »l'opinion publique« erst Mitte des 18. Jahrhunderts in die Alltagssprache Eingang fand, als unternehmerisches Privateigentum und die Bewegungen des Marktes gegenüber den adligen Strukturen des *Ancien Regime* stark an Bedeutung gewannen. In diesem Sinne ist Meinung eine Erkenntnisform, die für die bürgerliche Gesellschaft spezifisch ist.

Die Rede vom »Marktplatz der Ideen« ist mehr als nur eine Analogie. Historisch gesehen gibt es eine Verbindung zwischen Geschäftsideen und dem Geschäft der Ideen. Meinungen müssen, ebenso wie Waren, miteinander konkurrieren und frei zirkulieren oder sie verlieren ihren sozialen Charakter: Auftritt des *homo opinicus*, des erkenntnistheoretischen Gefährten des *homo oeconomicus*. Das meinende Subjekt ist ein übergroßes, seiner selbst gewisses Subjekt, das stolz mit seinem eigenen unveräußerlichen Anspruch auf Wissen über die Welt herumwedelt. Doch zugleich ist ungeachtet ihres Gegenstandes jede Meinung gerade so gültig wie die nächste. Diese Privation der Meinung, unveräußerlich »meine und nicht deine« zu sein, ist das notwendige historische und begriffliche Seitenstück zur Privatisierung, die im Warentausch liegt.

Meinungen können auf Vorurteilen oder persönlichem Interesse beruhen, flüchtig und zufällig sein, jeden Morgen neu entstehen wie das Gewebe des Leichentuchs der Penelope, in tiefer Überzeugung gründen oder an Faktizität gebunden sein; wir mögen ihnen Ausdruck verleihen, sie teilen oder ändern, doch bleiben sie der Form nach die unseren – Verteidigungslinien unseres eigentlichen Selbstgefühls. Alle Meinungen wohnen einem Subjekt inne, das mehr ist als jeder seiner besonderen Gegenstände. Sie überflügeln die Welt und subsumieren sie unter sich. Der wahre Gehalt jeder einzelnen Meinung ist so der souveräne Standpunkt des meinenden Subjekts selbst. Anders gesagt: *Meinungen fällen Urteile über die Welt, sobald wir aufgehört haben, die Welt zu erfahren.*

Die Meinung tritt zuerst als Grundstock von Individualität und Autonomie auf und verkehrt sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem Zeichen sozialer Integration. Ihr Anspruch, ein *Eigenes* des Subjekts zu sein, kann in einer Gesellschaft der standardisierten Kultur und digitalen Kommunikation nicht mehr aufrechterhalten werden. Subjektive Meinung, einst ein Merkmal individueller Autonomie, erscheint zunehmend als ihr Gegenteil: als bloße Parodie auf das urteilende Subjekt, dem vermittels einer zusammenhangslosen und episodenhaften digitalen Umwelt der Gruppenkonformität und technischen Schemata ein Image gefestigter Unabhängigkeit verliehen wird. So gewinnt die Meinungsform als Modus von Selbsterhaltung und Individualisierung genau in dem Moment an Bedeutung, in dem die Auflösung von Individualität einen Höhepunkt erreicht. Und doch war dies vielleicht von Anfang an die Fluchtlinie der Meinung als einer Form von Subjektivität, die in einer vom Konkurrenzprinzip regierten Gesellschaft dazu bestimmt war, sich selbst zu untergraben. Gleichwohl mag heute eine Meinung zu haben eine der letzten Enklaven sein, in denen wir noch etwas als unser Eigenes behaupten können. Zugleich können, streng genommen, nur noch wenige Meinungen als unsere eigenen gelten. Zu behaupten, unsere Meinungen wären gar nicht die unsrigen, wäre eine Absurdität, oder offenbarte jedenfalls eine Individualität in großer Bedrängnis. Aber genau an diesem Punkt stehen wir.

Die sozialen Medien sind heutzutage unbestreitbar der Ort, an dem Meinungen sich herausbilden, sich bewähren und zirkulieren. Meinungsbildung ist nicht länger vorstellbar ohne diese vermittelnden Instanzen, die inzwischen die Praktiken der Information und Kommunikation selbst hervorbringen und durchdringen. Eine kritische Theorie der Meinung, die ihren Namen verdient, müsste dem nachgehen, wie mediale Inhalte und Informationen hergestellt, verbreitet und von Individuen aufgenommen werden, und untersuchen, warum heutzutage anscheinend innerhalb der plattformbasierten Kommunikation ein unverhohlener Zwang herrscht, *eine Meinung zu so gut wie allem zu haben.*

Beinahe überall wird der ununterbrochene Strom an Informationen als förderlich für demokratische Gesellschaften angepriesen. Doch wenn die Wirtschaft die Informationen nach ihrem Bilde formt und Bewusstseinsformen züchtet, die den warenförmigen Kommunikationsplattformen entsprechen, lohnt es sich innezuhalten und zu fragen, ob ein Übermaß an Informationen wirklich dazu führt, bessere Entscheidungen zu treffen. Man könnte vielmehr behaupten, dass es in Wirklichkeit das Urteilsvermögen lähmt. Man könnte sogar sagen, dass das überwältigende Ausmaß an umlaufender Information unter seinem Schein der Fülle nur eine bestimmte Erfahrungslosigkeit verbirgt. So ersetzt die unendliche Abfolge von Meldungen im *feed* permanent eine Weltsicht durch die nächste und unterläuft dabei jede kategoriale Unterscheidung zwischen Nachrichten, Unterhaltung und Werbung. Aller Inhalt wird hier der Form der medialen Oberfläche untergeordnet, die Zeit jeder narrativen Struktur entleert und durch eine Reihe von punktförmigen Ereignissen und Posts ohne jeden Rhythmus, jede Dichte oder gebotene Unterscheidung ersetzt. Information heute muss ihrer flüchtigen Natur gemäß auf eine Weise modelliert sein, die sie schnelllebig und fesselnd macht; sie scheint spontan zu entstehen und verschwindet unmerklich gemäß den technologischen Anforderungen einer Ökonomie der Aufmerksamkeit. Das Neueste ersetzt abrupt das Alte, sodass jeder Tag effektiv eine neue Realität darstellt. Eine solche Umgebung entbehrt jeder Dauerhaftigkeit und ermöglicht keine zeitliche Erfahrung mehr. Stattdessen werden wir überschwemmt von einer endlosen Abfolge von *content* innerhalb eines ungebrochen gleichförmigen Kontinuums. In den Worten Arnold Schönbergs kennt das meinende Subjekt »nur Richtungen und lehnt eine ebenso ungeprüft ab, wie [es] die andere annimmt«[2].

Wenn heute der Streit der Meinungen nicht länger von Erzählungen konsistenter und kohärenter Weltanschauungen getragen wird, so ist dies weder das Resultat der Fehlbarkeit oder Dummheit der Einzelnen, noch die Wirkung schändlicher von Eliten gesteuerter Propagandasysteme. Die Inkohärenz und Flüchtigkeit subjektiver Meinungen, die feindliche Grundstimmung einer Zeit, in der sich das Geschwätz des Augenblicks durchsetzt, ist eine *objektive* Inkohärenz, die wesentlich ist für die herrschenden Kommunikationskanäle und technischen Infrastrukturen des Informationsflusses. Das Problem besteht nicht darin, dass die Öffentlichkeit *uninformiert* wäre, sondern darin, dass sie *überinformiert* ist. Sie ist überschwemmt von dem, was Adorno den »Typus bloßer Information« nennt, der sich durch »Rücksicht auf prompte Aktualität und weite Publizität«[3] auszeichnet.

Es ist äußerst ermüdend, andauernd zu allem eine Meinung zu haben. Das meinende Subjekt verliert seinen inneren Halt, weil es sich allzusehr zerstreut. Und doch war das Gebot, »man selbst zu sein«, noch nie in der Geschichte so zwingend wie gerade angesichts des vollständigen Mangels an institutionellen, sozialen oder psychologischen Ressourcen der Individualität. Die psychischen Kosten solch mimetischer Identifikation mit dem Informationsfluss sind hoch, selbst wenn sie Beteiligung, Selbstermächtigung und einen Status des Bescheidwissens verspricht. Die Gewalt der Aktualität erfüllt die Subjekte mit einem extremen Misstrauen, um nicht zu sagen Hass gegenüber allem, was nicht *up to date* ist. Eine Meinung zu haben wird noch weiter verkompliziert durch den erzwungenen Wettbewerb, um jeden Preis aufzufallen, durch die Anforderung einer Pseudoindividualisierung, die darin besteht, sozusagen mit *heißem Scheiß* zu glänzen.

Einst ein herausragendes Merkmal individueller Autonomie, erscheint Meinung heute vielmehr als ein Mittel, um identitäre Abgrenzungen, Gruppenkonformität (wenn nicht gar regelrecht kulthaftes Verhalten) und die von der Technik bestimmten Schemata zu befestigen, die das Individuum verschlungen haben und seine kognitiven, kritischen und libidinösen Ressourcen auszehren. Der *homo opinicus* nimmt den Standpunkt des »Verfügens, Mitredens, als Fachmann sich Gebärdens, Dazu-Gehörens«[4] ein. Doch wahre Subjektivität hängt von der Fähigkeit eben des Subjekts ab, sowohl seinen eigenen Illusionen als auch einer hypostasierten Vorstellung von objektiver Realität zu widerstehen. Ob man dem einen oder dem anderen verfällt – einer Naturalisierung des Faktischen oder seiner Auflösung in einem willkürlichen subjektivistischen Vorurteil – in beiden Fällen wird man daran scheitern, kritisch die Lage des denkenden Subjekts heute zu ermessen. Freilich kann hier nur spekulativ auf ein Denken jenseits der Meinung gedeutet werden, auf ein Urteilen jenseits der eingeübten Macht bloßer Plattitüden und eines Ticketdenkens, das jeder Entscheidungsfreiheit spottet. So unbestimmt dieses Jenseits auch sein mag: Hier ist der Ort, um Hegels Warnung vor dem Zurückfallen von Wissen in Meinung ernst zu nehmen.

Der Text wurde übersetzt von Theodora Becker.

---

[1] G.W.F Hegel (1986): *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie I*, Frankfurt am Main, S. 30.

[2] Arnold Schönberg (1976): »Zur Frage des modernen Kompositionsunterrichtes«, in: ders.: *Gesammelte Schriften 1, Stil und Gedanke. Aufsätze zur Musik*, Frankfurt am Main, S. 244.

[3] Theodor W. Adorno (1962): »Öffentliche Meinung, Kritik«, in: ders.: *Einleitung in die Musiksoziologie, Gesammelte Schriften 14*, S. 347.

[4] Theodor W. Adorno (1959): »Theorie der Halbbildung«, in: ders.: *GS 8, Soziologie Schriften I*, Frankfurt am Main 1972, S. 115.

Dr. Eric-John Russell ist ERC Postdoc-Fellow an der Université catholique de Louvain und schreibt ein Buch über die kritische Theorie der Meinung. Er ist Chefredakteur der Marx & Philosophy Review of Books *und Gründungsredakteur von* Cured Quail. *Er lebt in Berlin.*

sans phrase

Zeitschrift für Ideologiekritik, Heft 25, Mai 2025
22 Euro | Im Abo 17 Euro

Aus dem Inhalt Angesichts von Souveränismus und europäischer Asyl-Krisenverordnung stellt sich einmal mehr die Frage nach der (Des-)Integrationskraft der Europäischen Union – Bibi, der Sündenbock: Wie das personifizierende Denken die politische Urteilskraft untergräbt und das Dilemma der Geiselfrage in Gaza verwischt – Was man in Europa nicht erklären kann: Erfahrungen aus Tel Aviv nach dem sogenannten Geiseldeal 2025 – Das Schicksal der Israelsolidarität: Von der antideutschen Jugendbewegung zur Sehnsucht nach Weltinnenpolitik – Weshalb die Israelsolidarität im Namen der deutschen Staatsräson dem geläuterten Deutschland auf den Leim geht – Albert Memmi über die Fallstricke der Dekolonisierung: Wie der Gegenmythos, als Reaktion auf den Beherrscher, den Beherrschten noch immer im Sinn seiner früheren Knechtschaft definiert – Die Auferstehung des Kraken: Weshalb der Antisemitismus hinter der jüdischen Andersartigkeit die Verschwörung wittert – Metamorphosen des Judenhasses: Zu Finkielkrauts *Die Auferstehung des Kraken* – In Frankreich grassiert, wie Pierre-André Taguieff deutlich macht, nicht erst seit dem 7. Oktober und La France Insoumise der »Islamo-gauchisme« – Das Maduro-Narco-Regime nach den gefälschten Wahlen in Venezuela – Weshalb der 7. Oktober als kantisches Geschichtszeichen unter umgekehrtem Vorzeichen zu interpretieren ist u.a.

Bestellinformationen und Kontakt unter:
www.sansphrase.org

ANZEIGE

Unsicheres Eigentum

Magnus Klaue geht der Frage nach, worin die Wege der historischen Provenienzforschung vom »Material Turn« der Kulturwissenschaften abweichen.

Seit das bürgerliche Eigentumsverhältnis sich als Form der konstitutiven Zurechenbarkeit von materiellen und immateriellen Gütern zu natürlichen oder nicht natürlichen Personen universalisiert hat, stellt sich die gesamte menschengemachte wie auch die nicht menschengemachte Objektwelt als eine unendliche Sammlung zurechenbaren oder auch nicht zurechenbaren, mithin herrenlosen, Eigentums dar. Die Tragweite dieser Tatsache – dass nämlich das Eigentumsverhältnis auch dort, wo es sich realgesellschaftlich noch nicht vollständig durchgesetzt hat, alles und jeden umspannt und affiziert, weil es keine jeweils partikulare Vergesellschaftungsform, sondern eine Totalität ist –, wird von manchen, die es verteidigen, ebenso missverstanden wie von vielen, die es abschaffen wollen. Die »Vergesellschaftung von Wohnraum« etwa, seine Überführung vom Eigentum des Inhabers bzw. Vermieters in kommunales Eigentum oder in Gemeindewohnungen, bedeutet weder, dass er seinem bisherigen Eigentümer »geraubt« würde, noch, dass das, worüber zuvor eine oder mehrere Einzelpersonen verfügten, nun plötzlich virtuell »allen« gehörte. Vielmehr geht das Eigentum (inklusive erforderlicher Neubestimmungen des Rechtsverhältnisses, Entschädigungen, Kompensationen) von einer seiner Formen in eine andere über, bleibt aber Eigentum.

Erst recht unsinnig sind frühsozialistisch-utopisch anmutende Hippie-Maximen wie die, dass die Luft, der Himmel, die Liebe oder das Glück allen gehören würden, weshalb der Versuch, sie ins Eigentum Einzelner oder Weniger zu überführen, inhuman sei. Man muss kein Weltraumforscher, Militärstratege oder politischer Geograph sein, um zu wissen, dass längst auch der Himmel, das All und die fünf Elemente global erschlossen, kartographiert, aufgeteilt und der Eigentumsform subsumiert sind. Materielle wie auch immaterielle Gegenstände, die nicht in der Eigentumsform, und sei es als Gemeineigentum, als herrenloses Eigentum oder Gegenstand nicht rekonstruierbarer Eigentumsverhältnisse, erscheinen würden, gäbe es buchstäblich nicht, so dass sie weder Glück noch Unglück, Neid, Genuss, Liebe oder Hass induzieren könnten. Wie Menschen, die nicht wissen, wann und wo sie geboren wurden, wie sie heißen und was sie bislang auf der Erde getrieben haben, trotzdem ein prinzipiell angebbares Alter, eine Herkunft und eine in einem Namen zusammenfassbare Lebens- und Erfahrungsgeschichte sowie eine nie vorhersagbare Zukunft haben, so haben Objekte, Gebräuche, Gewohnheiten und Gedanken eine Geschichte: eine, wie verzweigt auch immer sich darstellende, unklare, verwischte oder sich im Unbekannten verlierende Herkunft, und eine ungewisse Zukunft – selbst dann, wenn sie sinn- und nutzlos herumliegen.

Bild: Public Domain

Gegenstand eines Gegen-Raubes:
Tote Stadt III von Egon Schiele (1911)

Statt davon zu sprechen, dass es Dinge gibt, die allen gehören oder wenigstens allen gehören sollten und darum kein Eigentum sein dürften, wäre es angebracht, unterschiedliche Grade der Sicherheit des Eigentums zu unterscheiden. Sicherheit ist dabei nicht einfach eine gleichsam polizeiliche Kategorie; nicht nur Index ökonomisch und juristisch sichergestellter individueller Verfügbarkeit. Vielmehr ist es ein historischer Begriff: Gesicherte Eigentumsverhältnisse sind solche, die sich in ihre Gegenstände eingezeichnet haben, die genealogisch wie juristisch rekonstruierbar sind. Unsicheres Eigentum ist solches, dessen Geschichte an ihm selbst nur fragmentarisch und flüchtig greifbar ist, so dass es für deren Rekonstruktion historischer Einbildungs- und Urteilskraft bedarf. Wegen solcher Verschränkung des empirisch, aber fragmentarisch Gegebenen und des darin sedimentierten Möglichen, die nur die kritische Phantasie zu deuten vermag, hat sich Walter Benjamin obsessiv für bürgerliche Interieurs interessiert, die zwar eine gewisse Beständigkeit besitzen, teilweise sogar (wie Sammlungsstücke oder bestimmte Möbel) als Embleme der Beständigkeit fungieren, aber gleichzeitig der Mode unterworfen sind, von der das Inventar bürgerlicher Innenwelten auch dann Zeugnis ablegt, wenn es dem eigenen Verständnis nach für die Ewigkeit gemacht sein soll. Was am Interieur nur historisch und deshalb vergänglich und flüchtig ist, und was bestehen bleibt oder als einmal Bestandenes in die Überlieferung eingeht, entscheidet immer erst die Zukunft, die in den Objekten als eine in der Gegenwart vorweggenommene aufleuchten kann. Im »Passagenwerk« hat Benjamin hierüber notiert: »Jede Saison bringt in ihren neuesten Kreationen irgendwelche geheimen Flaggensignale der kommenden Dinge. Wer sie zu lesen verstünde, der wüßte im voraus nicht nur um neue Strömungen der Kunst, sondern um neue Gesetzbücher, Kriege und Revolutionen.«

Karl Schlögel, der Benjamins Reflexionen in seinem 2003 erschienenen Buch »Im Raume lesen wir die Zeit« als Beispiel dafür anführt, wie sich das Geschichtliche, Vergängliche in den gleichermaßen historisch und materiell wandelbaren Raum einschreibt, kommentiert sie mit den Worten: »Interieurs sind, seit es sie gibt – und es ist wichtig zu verstehen, dass es sie nicht seit jeher gegeben hat –, so etwas wie die nach außen gewendete Mode des Futterals, das Menschen für sich geschaffen haben. An ihm lässt sich fast alles ablesen, was man über den Menschen in seinem Epochenraum in Erfahrung bringen kann: der technische und handwerkliche Standard, Komfort, Stil, gesellschaftliche Stellung, Geschmack, Verhältnis von Innen- und Außenwelt, Selbstverhältnis. Wer Interieurs hinreichend zu interpretieren wüsste, könnte uns Auskunft geben über gesellschaftliche Inkubationszustände, Bürgerkriege und die Abwickelung von Gesellschaftszuständen.« Dem lässt sich ein gegen den Positivismus ebenso wie gegen den Idealismus gerichteter Begriff von Empirie als Gedächtnis- und Erfahrungsgeschichte ablesen, dem Schlögel ähnlich wie Benjamin verpflichtet ist: historische Forschung nicht als Akkumulation disparater Realien, aus deren bloßer Addition ein vorgebliches Bild der jeweiligen Epoche abgezogen wird, sondern als hermeneutischer Prozess; Lektüre der in die Gegenstände eingewanderten Erfahrungen, Hoffnungen und vergangenen Möglichkeiten, die durch die in ihnen sedimentierte Geschichte eröffnet oder gekappt wurden.

In diesem Sinne hat Schlögel mit seinem Buch eine Erfahrungs- und Gedächtnisgeschichte der in Räume und Gegenstände (Adressbücher, Landkarten, Telefonbücher) eingewanderten Geschichte geschrieben. Und in diesem Sinne gibt er Anknüpfungspunkte für eine nicht auf Rekonstruktion und Restitution von Vermögenswerten beschränkte Provenienzforschung an die Hand. Wissenschafts- und politikgeschichtlich ist die sogenannte Provenienzforschung eng verbunden mit den am 3. Dezember 1998 von 44 Staaten, darunter Deutschland, und 13 nichtstaatlichen Organisationen unterzeichneten *Washington Conference Principles on Nazi-Confiscated Art*. Diese waren das Ergebnis der zuvor stattgefundenen *Washington Conference on Holocaust-Era Assets*, deren anfängliches Ziel die völkerrechtlich verbindliche Regelung der Restitution von durch die Nationalsozialisten entzogenen, angeeigneten und zerstörten Vermögenswerten jüdischer Einzelpersonen, Familien und Organisationen sowie anderweitig nationalsozialistisch Verfolgter gewesen ist. Das vor allem von der amerikanischen Delegation befürwortete Ziel juristischer Verbindlichkeit wurde wegen der zu starken Unterschiedlichkeit der Rechtssysteme der beteiligten Staaten bald aufgegeben; die Präambel der Abschlusserklärung setzte an dessen Stelle die Proklamation einer von den Unterzeichnerstaaten anerkannten »ethischen« Verpflichtung, sich für die Rekonstruktion und Restitution solcher Vermögenswerte und Kulturgüter einzusetzen.

Erst durch die Washingtoner Erklärung hat die politisch schon zuvor übliche Rede von der nationalsozialistischen »Raubkunst« und der Notwendigkeit von »Wiedergutmachung« eine vertragliche und institutionelle Grundlage erhalten. Der Anlass, durch den sie zustande kam, war eine Art Gegen-Raub gewesen. Im Januar 1998 hatte die New Yorker Bezirksstaatsanwaltschaft im Museum of Modern Art zwei aus der Wiener Sammlung Leopold, die bis heute die größte Egon-Schiele-Sammlung beherbergt, stammende Gemälde Schieles – das »Bildnis von Walburga Neuzil« und »Tote Stadt III« (1911/12) – als Diebesgut beschlagnahmt. Der Sammler Rudolf Leopold, in dessen Besitz sich die Bilder befanden, und seine Erben führten in der Folge zahlreiche Rechtsstreite mit Erben der von den Nationalsozialisten enteigneten früheren jüdischen Besitzer sowie mit der Israelitischen Kultusgemeinde, für deren Lösung nach der Verabschiedung der Washingtoner Erklärung unterschiedliche Formen des Kompromisses gefunden wurden: Verbleib des Kunstwerks in der Sammlung und finanzielle Abfindung für den ursprünglichen Eigentümer oder dessen Erben; Rückgabe eines Teils der Werke an den früheren Eigentümer gegen Verbleib eines anderen Teils in den Sammlungen; Übergabe der in Frage stehenden Werke an ein anderes Museum.

Dass derlei Kompromisse sowohl von Gegnern der Restitution, die Rückerstattungen jeglicher Art als »Enteignungen« beargwöhnen, wie von Anhängern, die am liebsten jegliches »Raubgut« aus Museen, Galerien und Sammlungen, die es sich widerrechtlich angeeignet hätten, entfernen würden, als unmoralisches »Geschacher« angeprangert werden, ist bezeichnend. Der einen Fraktion gelten Gemälde und andere Kulturgegenstände als nichts anderes denn als das Eigentum desjenigen, der es im Hier und Jetzt besitzt und dessen Eigentumsrecht durch transnationale Abkommen sozusagen sozialistisch beschnitten würde. Die andere Fraktion hat den Satz, dass Eigentum Diebstahl sei, auswendig gelernt, und freut sich über Rückerstattungen vor allem deshalb, weil durch sie gegenwärtigen Eigentümern etwas genommen werden kann; ob es in ein früheres Eigentumsverhältnis überführt oder der Öffentlichkeit übergeben wird, ist im Grunde zweitrangig. Beide Gruppen übergehen dabei nicht nur, dass Restitutionsstreitigkeiten fast immer mehr als nur zwei Parteien – die des gegenwärtigen und die des früheren Eigentümers und ihrer jeweiligen Erben – betreffen: Im Egon-Schiele-Fall beispielsweise das Museum of Modern Art, das Teile der Sammlung Leopold beherbergte, sowie die künstlerisch interessierten Öffentlichkeiten in New York und Wien.

Vor allem aber lehrt die Provenienzforschung, auch wenn sie als Hilfswissenschaft bei der Rekonstruktion und Restitution durch die Nationalsozialisten widerrechtlich angeeigneter oder zerstörter Vermögenswerte entstanden ist, dass materielle wie ideelle Kulturgüter, obschon sie alle dem Prinzip des Eigentums subsumiert sind, nicht im Status des Eigentums aufgehen: Die Geschichte ihrer Entstehung, ihres Eigentums und Eigentumswechsels, des Raubs, der Konfiszierung, der Versuchs der Zerstörung, der Rettung und Rekonstruktionsversuche des jeweiligen Kulturguts zeichnen sich unweigerlich, ganz im Sinne von Benjamins Darstellung der Verschränkung von Materialität und Geschichte, in die als Kulturgüter geltenden Objekte ein und machen allererst das aus, worin sie über ihren Status als Eigentum hinausweisen. Die Urgeschichte solcher Verschränkungen ist es, die die Provenienzforschung rekonstruieren muss, gerade auch, um die ihr zukommenden juristischen und politischen Aufgaben angemessen zu erfüllen. Der »Material Turn« der Kulturwissenschaften, der ein Versuch ist, solcher historischen Konkretion durch Beschwörung einer metaphysisch hypostasierten »Materialität« auszuweichen, interessiert sich anders als die Provenienzforschung nur wenig für die in die Objekte, in ihre Materie, eingewanderte Geschichte. Seine Vertreter neigen dazu, in sämtlichen Kunstsammlungen oder Museen ahistorisch nichts als verkappte Raubgutkollektionen zu sehen und die Geschichte nationalsozialistischer Enteignungen als bloßes Beispiel für den räuberischen Charakter der westlichen Kultur insgesamt wahrzunehmen. Die Differenzierungen, auf die die Provenienzforschung durch ihre wissenschaftsgeschichtliche Genese verpflichtet ist, drohen dabei kassiert zu werden.

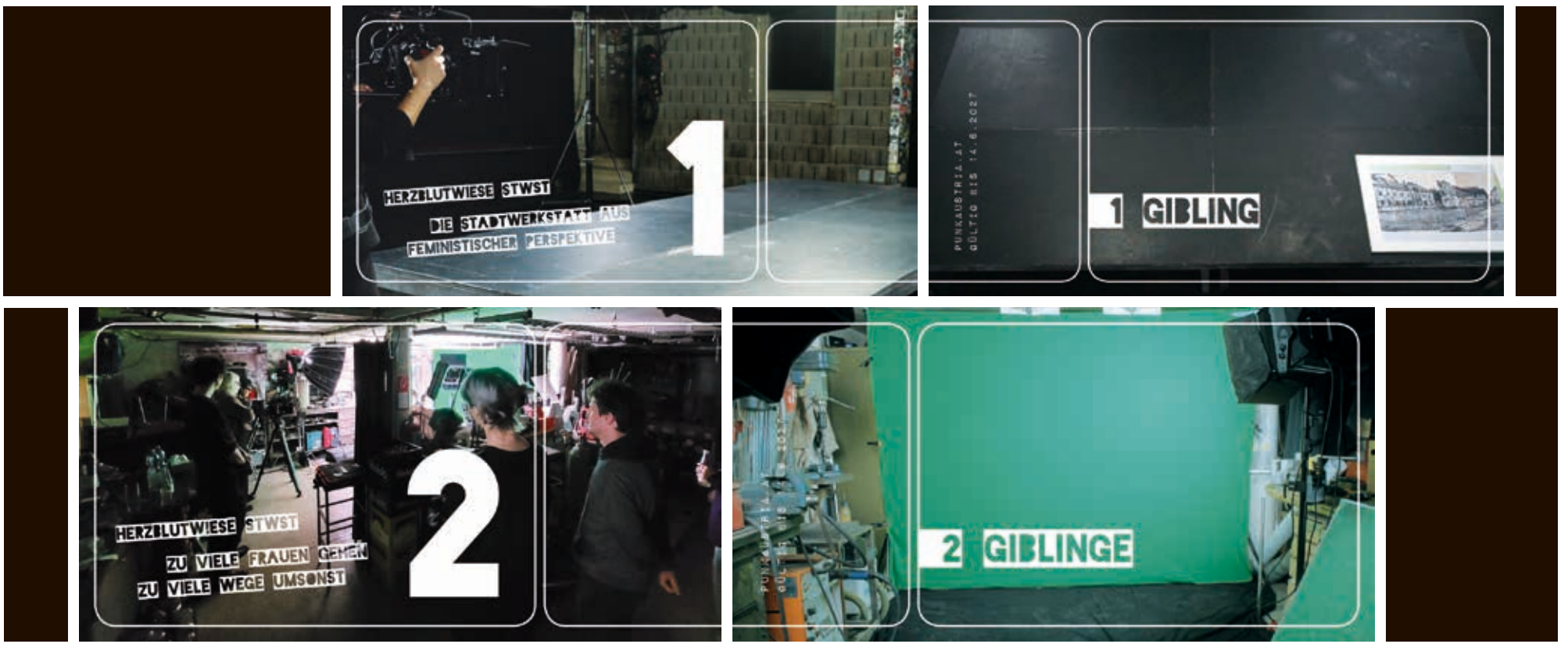
Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Von Magnus Klaue ist 2022 im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung »Die Antiquiertheit des Sexus« erschienen. Seit Frühjahr 2024 ist er Mitherausgeber der Halbjahreszeitschrift »casa|blanca. Texte zur falschen Zeit«, deren dritte Nummer dieser Tage erscheint.
https://textezurfalschenzeit.de/

Stadtwerkstatt SAVE THE DATE

ANZEIGE

Feminismus als Währung …

… und Work in Progress: Ab 15. Juni 2025 ist der neue Gibling gültig. Die Scheine der diesjährigen Communitywährung wurden vom KOLLEKTIV HERZBLUTWIESE gestaltet. Sie verweisen auf mehr, das noch kommt dieses Jahr.



Die 14. Edition der Communitiywährung Gibling wurde vom temporär gebildeten KOLLEKTIV HERZBLUTWIESE gestaltet. Das Kollektiv arbeitete mit Materialien aus dem Film 'Herzblutwiese Stadtwerkstatt', der sich der Kulturinitiative Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive widmet. Der Film ensteht zum Zeitpunkt des Erscheinens des neuen Giblings noch und wird während des Ausgabejahres der 14. Edition fertiggestellt. Die Scheine bilden einige Punkte des Arbeitsprozesses ab sowie exemplarisch befragte Protagonist:innen, die im Laufe der langjährigen Geschichte im Haus tätig waren. Feminismus als Währung. Das bessere Leben für Alle als Wertsteigerung.
Das KOLLEKTIV HERZBLUTWIESE wurde für die Erarbeitung des Giblings Edition No 14 aus dem Kernteam des Films 'Herzblutwiese Stadtwerkstatt' gebildet. In die Bildgebung dieses Giblings an verschiedenen Stellen involviert waren Ina Fischer, Franziska Thurner, Claudia Dworschak und Tanja Brandmayr – und last but not least Astrid Benzer, die die Giblingscheine mit Materialien des Filmes grafisch gestaltet hat.

Anmerkung zum 5er-Giblingschein: Der Fünfer bildet die Künstlerin und Theoretikerin Sabine Bitter ab, die in den 1980er Jahren in Beziehung zur Stadtwerkstatt gestanden hat und im Umfeld der STWST aktiv war. Sabine Bitter ist an dieser Stelle exemplarisch gesetzte Protagonistin und verweist auf die zentrale Wichtigkeit von mehreren Protagonistinnen im Film. Für die Darstellung dieses Work-in-Progress auf den Gibling-Scheinen wurde Sabine Bitter bewusst als Protagonistin ausgewählt, die in mehrerlei Hinsicht eine Außenposition einnimmt. Sie spricht im Film als Künstlerin und Feministin über die Gesellschaft der 80er Jahre. Denn, don't forget: »Stadtwerkstatt aus feministischer Perspektive« bedeutet auch, einen feministischen Blick aufs größere Ganze zu werfen. Im Vordergrund übrigens Sabine Bitter im Heute des Filmdrehs, im Bildhintergrund das Archiv-Material des STWST-Projekts »Die Bibel irrt« von 1986.

Mehr ab 15. Juni auf gibling.stwst.at

PRÄSENTATION des neuen Giblings
von **KOLLEKTIV HERZBLUTWIESE**

Do, 3. Juli ab 19 Uhr, STWST und STWST Donaulände
Inklusive Gibling-SCHAU und VERNICHTUNG des alten Giblings.
Mehr Infos: *punkaustria.at* und *gibling.stwst.at*

Depression ist keine Option

Drinking firewater with the devil's daughter: Anlässlich ihrer fulminanten Show in der *Stadtwerkstatt* schenkte die New Yorker Underground-Ikone Lydia Lunch *heinrichantonschule* aufmunternde Worte – und ein bis zwei Whiskey-Shots.

Lydia Lunch ist das Gegenteil von leise. Seit den späten 1970ern ballert sie gegen das Patriarchat, gegen Kriegstreiberei, verwandelt Lust in Widerstand und Worte in eine Waffe. Wer ihr zuhört, bekommt kein Trostpflaster – sondern ein Flammenwerfer-Gedicht direkt ins Gesicht.

Sie ist die Königin des No Wave, eine Muse des Transgressionskinos, Musikerin, Schriftstellerin, Spoken-Word-Künstlerin – oder wie sie selbst sagt: *»I'm a cuntfrontationalist«*. In einer Welt, in der weibliche Wut unterdrückt und weibliche Sexualität normiert wird, bleibt Lydia Lunch eine unbequeme Stimme der Selbstermächtigung und der feministischen Subversion.

Sie hat zu viele musikalische Projekte veröffentlicht, um sie alle aufzuzählen, ist ständig auf Tour und gastiert immer wieder mal auch in Linz, wie zuletzt am 22. Mai in der *Stadtwerkstatt*. Sie hat mit Größen wie Nick Cave, Rowland S. Howard, Thurston Moore, Jim Thirlwell aka Foetus, Weasel Walter, Karen Finley, The Last Poets, Exene Cervenka und Hubert Selby Jr. zusammengearbeitet. Sie veröffentlicht Alben und Bücher wie andere Tweets, leitet Workshops, unterrichtet an Universitäten. Kurz gesagt: Lydia Lunch weigert sich einfach, den Mund zu halten. Spätestens seit sie 1976/77 nach New York City abgehauen ist.

75 Dollar

So viel kostete die Miete von Lydia Lunchs erstem New Yorker Domizil, einem Loft an der Lower East Side, links und rechts ausgebrannte Häuser, im Hinterhof türmte sich der Müll sechs Fuß hoch. Über die Runden kam Lydia Anne Koch, wie sie bürgerlich hieß, auf eher sinistren Pfaden. Immer wieder klaute sie Essen, um für sich und ihre Band was zum Beißen zu haben, woraufhin ihr der Singer-Songwriter Willy DeVille den Namen »Lunch« verpasste.

Ihre ersten Freunde wurden aber Alan Vega und Martin Rev, die zusammen seit etwa 1972 mit ihrem radikal-minimalistischen Projekt Suicide verstörten. Das Duo spielte im legendären Club Max's Kansas City, gleich um die Ecke von Lydias Loft, wie sie sich im Gespräch erinnert: *»Suicide war die erste Show, die ich in New York City sah. Es waren zehn Leute da und ich, also ging ich direkt auf sie zu, sagte Hallo und wir wurden Freunde. Ich war damals jünger als Martin Revs Sohn, etwa sechzehn oder siebzehn. Als ich Suicide hörte, war mir klar, dass das genau die Art von Musik ist, die ich will.«*

Zu Martin Revs kaputter Farfisa-Orgel, die später durch stoisch-repetitive Synthesizer-Attacken ersetzt wurde, gerierte sich Alan Vega am Mikrofon als Elvis aus der Hölle. *»Das Schöne an Suicide war nicht nur die Brutalität, sondern auch dieser Doowop-Flavour. Das Dazwischen, diese Psychosensibilität, das hat mich angezogen.«*

A perfect match

Eigentlich war Lydia Lunch ja nach NYC gekommen, um Spoken Word zu machen. Infiziert von Henry Miller, Jean Genet oder den Poeten der Beat Generation, wollte sie den durchwegs männlichen Autoren eine unüberhörbar weibliche Stimme entgegensetzen. Allerdings nicht im Stil von Patti Smiths Rock'n'Roll-Poetry, sondern zwielichtiger, wütender, angriffiger.

Inspiriert von Suicide und der No-Wave-Szene New Yorks startete Lydia Lunch jedoch als erstes Projekt die halb instrumentale Band Teenage Jesus and the Jerks. *»Suicide wurden nie sehr gemocht und Teenage Jesus and the Jerks auch nicht. Also passten wir perfekt zusammen.«* Retrospektiv geht es Lydia Lunch mit dieser Zeit wie Keith Richards mit den 1960ern oder Falco mit den 1980ern. *»Ich erinnere mich nicht daran, dass Suicide und Teenage Jesus jemals gemeinsam gespielt haben, aber ich habe das Plakat mit unseren Namen gesehen!«*

Auch den französischen Elektronik-Musiker Marc Hurtado verband eine tiefe Freundschaft mit Suicides Alan Vega, der 2016 verstarb. Einige Jahre zuvor, als er gesundheitlich schon angeschlagen war, musste Vega ein mit Hurtado geplantes Konzert absagen. Lunch lebte zu dieser Zeit in Barcelona, Hurtado im südfranzösischen Montpellier, beide hatten schon bei diversen Projekten zusammengearbeitet. *»Marc rief mich an, ob ich die Show machen würde, und ich sagte spontan ja. Es fühlte sich für mich wie das Einfachste der Welt an, ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil ich in Ermangelung von zu viel Text bei Suicide meine eigene Agenda einbringen kann.«*

Es sind weniger Suicides Rockabilly-Schmachtballaden, wie das wohl bekannteste Stück *»Dream Baby Dream«*, bei denen sich Lunch und Hurtado wiederfinden, sondern eher die brachialen Tracks wie *»Harlem«*, *»Rocket USA«* oder *»Frankie Teardrop«*, mit dem ihr sonischer Bühnen-Blitzkrieg in der *Stadtwerkstatt* einen fulminanten Showdown fand. *»Es gibt bestimmte Songs, bei denen ich wirklich ein Gefühl der Vertrautheit habe, mehr noch als bei manchen meiner eigenen Songs, weil sie so psychotisch sind. Ich meine ‚Frankie Teardrop' setzt doch allem einen Schlusspunkt. Es ist einfach wunderschön.«*

Drop dead New York

Nebst trostspendenden Grabkerzen mit Lydia Lunchs Konterfei konnte man beim Merch-Stand in der *Stadtwerkstatt* T-Shirts mit einem dieser, für sie so typischen sprachspielerischen Lines erstehen: *»Suicide or Murder – you decide.«* Und auf diese Optionen dürfte man in der Lower East Side Ende der 1970er in der Tat beschränkt gewesen sein.

Der Bandname Suicide war also keine Pose, sondern die Diagnose einer Stadt, die kaputtgespart und heruntergewirtschaftet war. Die Schlagzeile »FORD TO CITY: DROP DEAD« der New York Daily News nach Präsident Fords Weigerung, der Stadt zu helfen, wurde zum Symbol der Krise. *»Dazu kam das bewusste Abfackeln von Gebäuden in der Lower East Side und der Bronx, um die Künstler:innen, die Queers, die Weirdos und die Immigrant:innen loszuwerden. Ich selbst fand es nicht sehr gefährlich, denn damals wie heute gilt: Leg dich nicht mit mir an, Motherfucker, sonst bring ich dich um«*, droht die Tochter des Teufels.

Während der Show war fotografieren nicht erwünscht: Deshalb hier die Lydia-Gedächtniskerze vom Merch.

Los Angeles, New Orleans, London, Barcelona – Lydia Lunch hat viele Städte bewohnt, aber nur in einer fühlt sie sich wirklich zuhause: New York. *»Ich habe das Gefühl, dass ich eine:r der letzten verbliebenen einheimischen New Yorker:innen bin, obwohl ich nicht dort geboren wurde. Und das ist eine Drohung an die gesamte Menschheit«*, lacht Lunch.

The worse it gets, the more I laugh

In der COVID-Zeit entwickelte Lydia Lunch gemeinsam mit der Filmemacherin Jasmin Hearst die Idee zum Dokumentarfilm *»Artist – Depression, Anxiety & Rage«*. *»Ich habe weder Depressionen noch Angstzustände, und für meine Wut werde ich bezahlt. Aber meine Freund:innen, die haben das alle. Ich denke, es ist eine Untertreibung, dass 73 % der Künstler:innen, egal ob Musiker:innen, Schriftsteller:innen oder Filmmacher:innen, Depressionen oder Angstzustände haben. Ich glaube, es sind mehr.«*

Für Lydia Lunch aber ist das Ende nie nah genug. Mit einer Extraportion Sarkasmus und Sadismus schöpft sie Freude aus noch so miserablen Umständen. *»Je schlimmer es wird, desto mehr lache ich. Denn ich habe keine andere Wahl.«* Schon als Kind hatte Lydia Lunch in Rochester, New York, zweimal Riots vor dem Elternhaus miterlebt, eine Stadt, durch die die Underground Railroad führte und wo Bürgerrechtler:innen wie Martin Luther King, Malcolm X, Emma Goldman oder Saul Alinsky präsent waren. *»Ich meine, ich habe keine:n von ihnen gesehen, aber aus irgendeinem Grund liegt das im Blut von Rochester. Vielleicht ist es das, was mich zu meinem Sinn für Protest und auch zu meiner Empathie für Menschen geführt hat, denen es noch schlechter geht als mir, und das sind ja fast alle. Obwohl meine Arbeit sehr dunkel und schwer erscheint, ist sie nicht negativ, nur für diejenigen, die das nicht erkennen. Ich muss an dunklere Orte gehen, um ein Licht auf die Absurdität, Dummheit und Vulgarität zu werfen. Verdammt, das ist eine gute Aussage«*, freut sich Lunch.

The war is never over

Das gegenwärtige Amerika spendet Lydia Lunch wohl mehr als ausreichend Munition für ihre kreativen Kanonaden. Unter dem Titel *»Demonocracy: A Diss-ertation«* gibt sie etwa Spoken-Word-Abende, *»Dear Ivanka«* heißt ein weiteres Stück, das sie dieser Tage gerne performt. *»What the fuck is wrong with you darling«*, fragt sie darin eingangs die Präsidententochter, geht dann die Verbrechenschronik der Trumps durch und wundert sich zum Schluss, wie Ivanka es denn aushalten könne, nicht diesen einen ehrenvollen Akt des Vatermords zu begehen. Alles nur metaphorisch gemeint, of course.

Überhaupt: Fällt das Thema auf Trump und die unterwürfigen Broligarchen vom Schlage eines Elon Musk, erlebt man ein Paradebeispiel der unerschöpflichen Rage Lydia Lunchs. *»Wissen Sie, Trump ist so ein verdammter Clown. Das Erstaunliche ist, dass seine hypnotisierte, idiotische Fangemeinde am härtesten fallen wird. Ich denke, es ist wirklich gut für den Rest der Welt zu sehen, wie verdammt dumm Amerika ist: Die Bildung ist scheiße, die Gesundheitsversorgung ist scheiße, das Gefängnissystem ist scheiße, wir sind die Nr. 1 in so vielen schlechten Dingen. Das war schon immer die Heuchelei der ‚Republik der Demokratie'. Und das reichste Arschloch der Welt will zum Mars fliegen, weil er die Probleme hier nicht lösen kann. Das ist wahnsinniger Autismus. Wir haben einen Präsidenten, der mit jedem Business gescheitert ist, sechs Konkurse, 34 Straftaten, und dann haben wir einen autistischen Junior-Buttbuddy, der Raketen abstürzen lässt, die Milliarden von Dollar kosten und ganz Amerika in den Bankrott treiben werden. Ich bin also im Himmel, ich mag es nicht, aber ich bin im Himmel.«*

Aus diesem diabolischen Biotop wachsen wohl in nächster Zeit eher mehr als weniger Lunch'sche Widerstandspflanzen. Nicht nur in Form von radikalen Texten, sondern auch von Musik, wie einem Jazz-Noir-Album mit der Singer-Songwriterin Sylvia Black, einem ihres Projektes Murderous…Again und einem namens *»Dead Man Talking«*, wo Lydia Lunch Arbeiten von Henry Miller, Herbert Huncke, John Rechy und eigene Poetry zur Musik ihrer regelmäßigen Kollaborateure Tim Dahl und Matt Nelson zum Besten gibt. Außerdem hält sie weiterhin Workshops für schreibende Frauen unter dem Titel *»From the page to the stage«* und erweitert ihren jetzt schon mehr als 300 Episoden umfassenden Podcast *»The Lydian Spin«* jede Woche um eine Folge. Und dann steht ja auch noch die Revolution auf der Agenda – als Verschwörung der Frauen, wohlgemerkt.

Es gibt also viel zu tun für Lydia Lunch. Anders gesagt: Sie tut das, was sie schon seit fast 50 Jahren macht. *»Ich meine, ich fühle mich wie eine Frau auf einem Berg mit einem Megaphon, einem Gewehr und einem Hund. Blablabla … aber der Krieg ist nie vorbei.«*

---

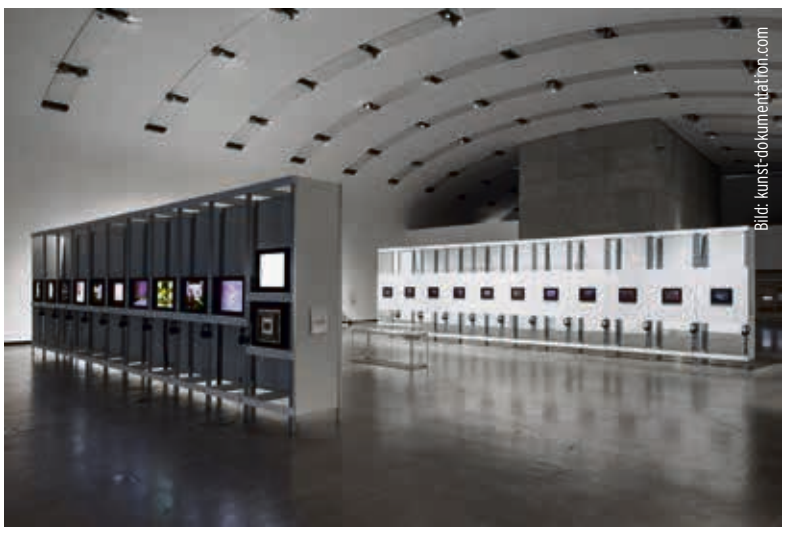
heinrichantonschule ist Texter, Autor und DJ vorwiegend in Linz.

Das Ergebnis von Beharrlichkeit

Anlässlich der im Frühjahr in der Kunsthalle Wien gelaufenen Ausstellung *Radical Software, Women, Art & Computing 1960–1991* hat *Tanja Brandmayr* zwei Protagonistinnen der Ausstellung, Gudrun Bielz und Ruth Schnell, befragt.

STWST: Ihr beiden seid mit gemeinsamen Arbeiten in der Ausstellung »Radical Software: Women, Art & Computing 1960-1991« vertreten, eine vielbeachtete und international programmierte Schau. Wie fühlt man sich inmitten dieses bedeutsamen Line-ups? Und wie fühlt es sich an, doch relativ weit in die Vergangenheit der eigenen Arbeit zu blicken? Wo liegen Kontinuitäten zwischen diesem Beginn und eurer künstlerischen Weiterentwicklung?

Gudrun Bielz: Hm, es war fein, diese Arbeiten zu sehen, denn ich finde, sie sind ganz gut. Sie haben die Zeit überstanden, sozusagen. Ruth und ich haben bis 1991 zusammen Projekte gemacht, so kann ich über die Kontinuitäten nur sagen, dass ich immer noch Geschichten erzähle, sowohl literarisch als auch filmisch oder künstlerisch Narrative entwickle, und dabei verschiedene Techniken verwende, aber eigentlich kein Kontinuum angestrebt habe. Die Überschneidung ist vielleicht, dass wir mit diesen Videos Dinge ausgetestet haben, die damals möglichen Computerprogramme, wir haben auch kodiert (okay, Simon's Basic gelernt) und wir waren damals wirklich neugierig und haben geforscht. Und ich bin immer noch neugierig und forsche, so habe mich mit Aspekten von Transhumanismus und Artificial Intelligence/Life in einer künstlerischen, philosophischen und kritischen Dissertation auseinandergesetzt. Über das bedeutsame Line-Up, das du erwähnst, das ist wirklich nett, aber wie wichtig das ist, kann und will ich nicht beurteilen. Fazit ist, ich mag unsere Arbeiten in der Ausstellung. Sie haben gehalten!



Ausstellungsansicht Radical Software, Kunsthalle Wien 2025

Ruth Schnell: Was mich an der Einladung zur Ausstellung besonders freut, ist, dass diese frühen Arbeiten in einen breiteren historischen und internationalen Kontext gestellt werden – nicht als Fußnote, sondern als aktiver Beitrag. Es ist natürlich auch ein Moment der Rückschau: auf Improvisation, auf Neuanfänge, auf kollektives Forschen mit begrenzten Mitteln. Trotz des Abstands sehe ich Kontinuitäten: Die medienreflexive Perspektive, das ästhetische Experiment, das Interesse an Körperwahrnehmung im Raum und an sprachlichen Strukturen zieht sich durch meine Arbeit. Damals wie heute geht es mir darum, Technologien nicht nur zu nutzen, sondern auch kritisch zu befragen – und genau das hat sich über die Jahre weiterentwickelt.

STWST: Die zeitliche Einschränkung der Ausstellung war mit etwa drei Jahrzehnten zwischen 1960 und 1991 angelegt – und es ist erstaunlich, was sich schon sehr früh getan hat. Ich nenne beispielhaft die von Jasia Reichardt 1968 organisierte Ausstellung »Cybernetic Serendipity: The Computer and The Arts« in London, mit zahlreichen weiteren Etappen, oder die »tendencije 4« in Zagreb; später, 1985, das Cyborg Manifesto von Donna Haraway. Um nur wenige Bezugnahmen zu nennen. Eure gezeigten Arbeiten entstanden Anfang bzw. Mitte der 1980er Jahre, an der Schwelle des durchschlagenden Erfolgs der Personal Computer. Die Zeit, wo nur in staatlichen Institutionen oder Firmen mit eigenen Forschungsabteilungen über gigantische Rechenanlagen Zugänge möglich waren, war schon vorbei.
Andererseits kam erst 1991 das World Wide Web, und erst ab da startete die Version des Internets, wie wir es heute kennen. Wie verortet ihr eure Arbeiten zwischen Zugang und künstlerischem Wollen – ich meine: Ihr hattet Basic, sechs Farben plus Schwarz und Weiß und einen C64? Was war für euch besonders interessant? Welche Erfahrungen, Arbeiten und Vorarbeiten, die andere Künstler:innen mit den Maschinen bereits gemacht haben, bilden persönliche Markierungspunkte?

Gudrun Bielz: Weil du Maschinen erwähnst, und nicht unbedingt Computer, ich mochte Rebecca Horns Federmaschinen, generell kinetische Skulpturen – Computer waren ja eben mehr die riesigen IBM-Rechenanlagen in Firmen oder Forschungsinstituten oder die Kontrollanlagen für Weltraumabenteuer, Raketen und Mondlandung. Die kleinen Commodores und Amigas waren schon handlich, nett, und es gab Computerspiele – einfach, aber doch aufregend. Ich habe ja Super-8- und 16-mm-Filme gemacht und mich hat das Filmische, die Narration sehr interessiert. Mit diesen Computern konnte man noch erweitern, von analogen Schnittcomputern zu digitalen Computern. Das hat die Ästhetik verändert. Das Arbeiten mit Ruth hat auch Spaß gemacht, wir haben unsere Fähigkeiten, unsere visuellen Vorstellungen eingebracht, verknüpft, was Neues, Gemeinsames geschaffen.

Ruth Schnell: Für mich war diese frühe Phase ein Terrain des Experimentierens. Der C64 war kein High-End-Werkzeug – aber ein Instrument, mit dem sich neue Denkweisen entwickeln ließen. Die Ästhetik des Mangels, die Begrenzung auf sechs Farben, die Trial-and-Error-Programmierung – all das hat uns gezwungen, kreativ mit den Bedingungen umzugehen.
Wir waren fasziniert von den unvorhersehbaren Reaktionen der Geräte – von Störungen, Glitches, Signalfehlern. Genau darin lag für uns ein ästhetisches Potenzial: Brüche, Verzerrungen und Übergänge wurden zu gestalterischen Mitteln. Wir filmten vom Monitor ab, um technische Grenzen zu umgehen, oder nahmen Fehler gezielt auf. Es ging nicht darum, die Technik zu beherrschen, sondern sie zu befragen – und manchmal auch auszutricksen. Dieser experimentelle Zugang hat meine Arbeitsweise stark geprägt.

STWST: Ich komme zu den historisch überaus bekannten Persönlichkeiten zwischen Kunst und Wissenschaft: Ada Lovelace, die Tochter Lord Byrons, setzte 1843 zahlreiche Notizen zu einer Übersetzung über das Konzept der »Analytischen Maschine«, der ersten mechanisch arbeitenden Rechenmaschine von M. Charles Babbage. Ada Lovelaces »Note G« gilt heute als erster Algorithmus, sie gilt als erste Programmiererin. Ada war eine kultivierte Frau, die, in ihren eigenen Worten gesagt, »poetische Wissenschaft« betrieb. Andere Referenz, auch mindblowing: 1942 erhalten die Schauspielerin Hedy Lamarr und der Avantgardekomponist George Antheil ein Patent für Frequenzsprungverfahren, später wesentlich für Wi-Fi, Bluetooth und GPS, die Basistechnologie für den Mobilfunk. Also: Kunst, Avantgarde, poetische Wissenschaft. Was meint ihr, was ist das tieferliegende Interesse, mit Maschinen zu arbeiten oder Kunst in den Maschinen-Kontext einzubringen? Vor allem auch im Zeitsprung in die jüngere Geschichte der Ausstellung gefragt: Wollte man in dieser Zeit von 1960-1991 eine neue Poetry, eine andere Art von Kunst? Einige am Panel der Ausstellung sprachen davon. Was wolltet ihr aus der Maschine herausholen? Was hat euch interessiert? Und gibt's eine solche Pionierhaftigkeit heute noch – oder ist alles nur mehr Dystopia im neuen Techno-Feudalismus der Broligarchy?

Gudrun Bielz: Ich selbst war nicht so sehr interessiert an der speziellen Computertechnik, der Ästhetik, die sich entwickelt hatte. Gab's ja schon seit den 60er Jahren und es hat mich meistens nicht so berührt. Zu wenig Drama vielleicht. Mit Film und Video und der Verknüpfung Computer war das ein bisschen anders, zumindest für mich. Ich hab auch so meine Probleme mit der Fixierung auf Kunstepochen, die ja oft von der Kunstgeschichte und -theorie deklariert werden, ich bin da ein bisschen ‚anarchistischer' in meiner Einstellung. Künstler:innen haben total verschiedene Motive und Ästhetiken, die natürlich auch von Technik und Technologie beeinflusst werden und vice versa, bloß ist das nicht eine einheitliche Ausrichtung. Wir alle sind verschiedene Persönlichkeiten – und das zeigt sich auch in unseren Arbeiten, ob jetzt Technologie verwendet wird oder nicht.
Hinsichtlich der Videos in der Ausstellung: Es war interessant, die Möglichkeiten auszutesten, auszureizen, an die Grenzen zu stoßen und zu versuchen, sie auszudehnen, auszutricksen, etc. Es war eine Kommunikation zwischen uns, den Künstler:innen, den Produzent:innen

ICH MÖCHTE ALS EISBERG WEITERLEBEN

YES/NO

quasikunst ist dead
yes/no

und den Computern, der Computersprache, der teilweisen Begrenztheit (und Dummheit) der Maschinen – und dem Spielen mit Möglichkeiten.

Ruth Schnell: Für mich waren Maschinen nie bloß Werkzeuge, sondern immer Medien – Systeme, die Wahrnehmung, Körper und Sprache

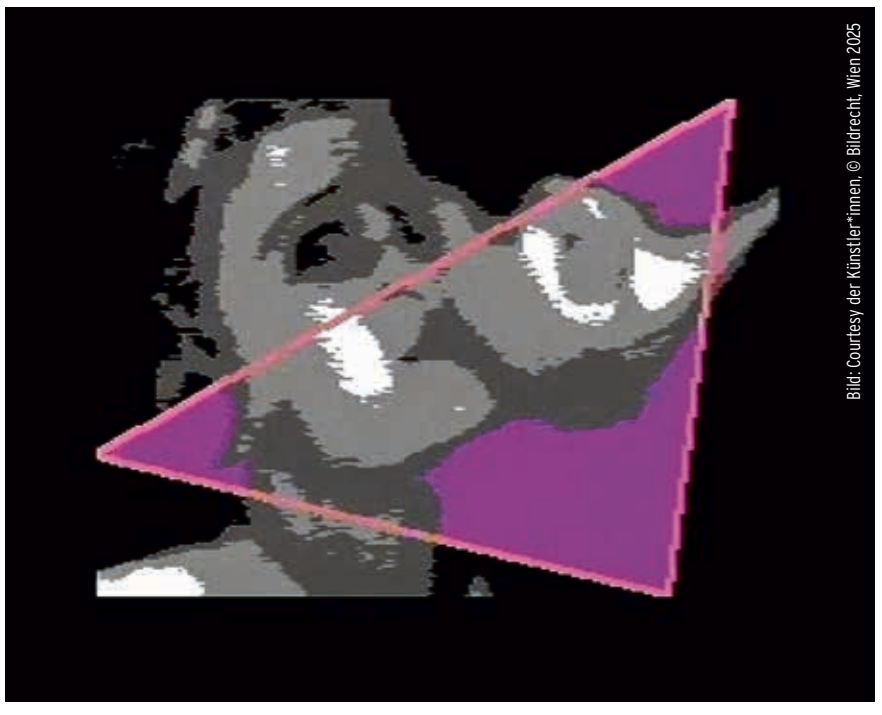


Bild: Courtesy der Künstler*innen, © Bildrecht, Wien 2025

Gudrun Bielz und Ruth Schnell, Plüschlove, 1984, Filmstill

mitprägen. In ihrer Begrenztheit und ihren Fehlfunktionen lag für mich ein gestalterisches und erkenntnistheoretisches Potenzial. Es ging nicht darum, Effizienz zu steigern, sondern um Subversion: darum, der Maschine etwas zu entlocken, was sie so nicht vorgesehen hatte. Was wir aus ihr »herausholen« wollten, war eine andere Form von Bildlichkeit, eine andere Zeitlichkeit, eine andere Sprache. Kein lineares Erzählen, keine Illusion von Kontrolle – sondern das Sichtbarmachen der Brüche, Übergänge, Verdrehungen. Diese Haltung zieht sich bis heute durch meine Arbeit – auch wenn sich die Technologien geändert haben.

STWST: Was diese Ausstellung eindrucksvoll belegt: Frauen waren von Anfang an Teil der Geschichte, waren etwa seit 1757 belegter Teil der ersten »Computer«, das waren Teams von menschlichen »Rechner:innen«. Oder auch, wie im Katalog formuliert wird: »Als Computer noch riesige Systeme aus Transistoren und Ventilen waren, die mühsam zum Laufen gebracht werden mussten, waren es Frauen, die sie einschalteten. Als Computer zu miniaturisierten Schaltkreisen aus Siliziumchips wurden, waren es Frauen, die sie zusammensetzten. Als Computer wirkliche echte Maschinen waren, schrieben Frauen die Software, mit der sie arbeiteten. Und als Computer ein Begriff war, der auf Menschen aus Fleisch und Blut angewandt wurde; waren deren Körper die aus Frauen. Hardware, Software, Wetware: Von ihren Anfängen und über ihr Ende hinaus waren Frauen die Simulatorinnen, Assembliererinnen und Programmiererinnen der digitalen Maschinen«[1]. Insgesamt auf die Ausstellung geschaut: Wieder einmal lässt sich eine lange Geschichte der Bedeutung, aber auch der Diskriminierung und der Mehrfachdiskriminierung erzählen. Besonders bitter ist auch, dass die Kunst hier oft auch wenig Schutz geboten hat: Die frühe Auseinandersetzung mit »den Medien auf der Höhe der Zeit« gereichte den Frauen oft zum Nachteil. Sie wurden oft gar nicht an die Geräte gelassen, forschten in Nischen und zu Zeiten, wo niemand sonst Interesse hatte. An den Unis wurden sie oft schlechter beurteilt, weil das, was sie machten, ja »keine Kunst« war, während die männlichen Studierenden oft die Pioniere und Avantgardisten waren. Zusammengefasst: Die von der klassischen Kunstgeschichte und vom Patriarchat relativ unbesetzten Felder wie Fotografie, Video oder Computerkunst wurden, so gesehen, in den Anfängen für Frauen leider auch zum Bumerang. Ist das zu drastisch zusammengefasst? Wo waren die Freiheiten und Möglichkeiten? Wie seht ihr das?

Gudrun Bielz: Ich denke, Kunst von Frauen generell wurde lange als minderwertig angesehen. Es gibt etwa auch seit einiger Zeit die Aufarbeitung der Frauen im Bauhaus, die ja auch lange als die Musen und Ehefrauen angesehen wurden. Dass Frauen unterbewertet wurden, hat Tradition in der patriarchalen Geschichte vieler Kulturen. Frauen bekommen jetzt endlich Anerkennung, ihre Arbeiten und Leistungen werden sichtbar gemacht. Ich hoffe, dass die neuen rechtsgerichteten politischen Entwicklungen uns nicht wieder ‚entmachten', unsichtbar und klein machen werden. Computer waren künstlerische Werkzeuge, Tools. Und diese Tools haben wir weiblichen Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen, wir Forscherinnen und Autodidaktinnen uns auch angeeignet, modifiziert und der Welt mit einem ‚weiblichen' Blick zurückgegeben.

Ruth Schnell: Ja, dieses Bild trifft leider zu. Es gab – und gibt – strukturelle Ausschlüsse, subtile wie offene Formen der Entwertung. Gerade in medienkünstlerischen Kontexten wurde viel über Technik gesprochen, aber wenig über jene, die sie anders nutzten. Dass viele Frauen in der Computerkunst übersehen wurden, lag nicht an der Qualität ihrer Arbeiten, sondern an der Machtverteilung im Kunstsystem. Gleichzeitig war genau diese Randständigkeit auch ein Möglichkeitsraum. Wir mussten keine Erwartungen erfüllen. Wir konnten experimentieren, hybride Formate erfinden, mit der Maschine sprechen, statt sie nur zu bedienen. Diese Freiräume waren produktiv – aber sie waren kein Geschenk, sondern das Ergebnis von Beharrlichkeit.

STWST: Welchen Impact haben Ausstellungen wie Radical Software – ich meine hinsichtlich History, Langzeitwirkung, Archiv, also auch nach dem Ausstellungsende im Mai?

Gudrun Bielz: Es ist bestimmt wichtig für die (feministische) Kunstgeschichte und -theorie. Wichtig war, dass diese Arbeiten sichtbar gemacht und kontextualisiert wurden.

Ruth Schnell: Solche Ausstellungen verschieben Perspektiven – nicht nur rückblickend, sondern auch vorausblickend. Sie schaffen neue Referenzrahmen, bieten Verknüpfungen, schlagen Linien zwischen scheinbar entfernten Praktiken. Der Impact liegt in der langfristigen Rezeption, in Lehrmaterialien, in Archiven, in künftigen Ausstellungen. Und sie zeigen: Die Geschichte der Medienkunst war nie rein männlich, nie rein technikgläubig. Sie war komplexer – widersprüchlicher, politischer, oft auch poetischer. Diese Vielschichtigkeit sichtbar zu machen, ist eine Aufgabe, die über den Ausstellungszeitraum hinausreicht.

STWST: Ich muss am Schluss noch erwähnen, dass ihr beide Mitgründerinnen der Stadtwerkstatt seid – und wir reden da jetzt von 1979. Ihr habt die Stadt aber, meines Wissens, bald wieder in Richtung Kunststudium in Wien verlassen. Wie habt ihr Linz zwischen Kunsthochschule und Stadtwerkstatt damals empfunden?

Gudrun Bielz: Es war doch einiges möglich, die Stadtwerkstatt, dann an der Kunstuni die Klasse Ortner, die Visuelle Kommunikation. Ich hatte ja Kunsterziehung und Malerei studiert und das war wirklich sehr rückständig und korsetthaft, obwohl Dietmar Brehm ein Lichtblick war. Die Stadtwerkstatt hat mich Kunst leben lassen, Art – Life – Social Events.

Ruth Schnell: Linz war für mich damals zweigeteilt: Ich war in der Grundklasse bei Laurids Ortner – das erste Jahr war intensiv und gut. Dort haben wir uns auch kennengelernt, die die Stadtwerkstatt gegründet haben. Mein Studium der Malerei und auch der Wechsel zur Kunsterziehung waren dagegen geprägt von einem rigiden, unzeitgemäßen Kunstverständnis. Die Stadtwerkstatt war ein offener, sozialer, künstlerischer Freiraum. 1982 bin ich nach Wien zu Peter Weibel gewechselt. Aber diese Erfahrung war entscheidend: Sie hat mir gezeigt, dass sich Kunst nicht nur in der Form entscheidet, sondern im Format – im Raum, im sozialen Kontext, im Handeln.

---

[1] Zitiert aus dem Ausstellungskatalog zu Radical Software, S. 82. Die Quelle wird dort so angegeben: Sadie Plant, *Zeros + Ones: Digital Women + The New Technoculture*, London: Fourth Esate, 1997, S. 37

KONTEXT UND INFO

Radical Software: Women, Art & Computing 1960–1991
https://kunsthallewien.at/ausstellung/radical-software/
Die Ausstellung ist von 28. Februar bis 25. Mai 2025 gelaufen.

Alle Panels des Radical Software Symposiums sind online:

Radical Software Symposium - alle Panels:
https://www.youtube.com/playlist?list=PLXLgC0p090YZLxBcs8jW5zU8sotB65WFQ

Artists Panel:
https://www.youtube.com/watch?v=2KZJ49KKvUM&list=PLXLgC0p090YZLxBcs8jW5zU8sotB65WFQ&index=11

Ruth Schnell ist außerdem aktuell in der Ausstellung »THE UNEXPECTED – Enquiries on Human AI Interaction« im Interdisciplinary Lab der Angewandten in Wien vertreten:

THE UNEXPECTED
Enquiries on Human AI Interaction
Pamela Brenda, Patricia J. Reis, Ruth Schnell
7. Mai – 28. Juni 2025

Mehr Infos: *dieangewandte.at*

Buchenwald total multidirektional

Marcel Matthies kritisiert eine gedenkstättenpädagogische Intervention gegen die Schärfung historischer Unterscheidungsfähigkeit: »Buchenwald. Ein Audiowalk«

»Der zum Objekt der Verwaltung gemachte Mensch lernt so wenig aus Katastrophen wie das Versuchskarnickel über Biologie.«
(Bertolt Brecht)

Die Mitarbeiter der Gedenkstätte Buchenwald fühlen sich laut eigenem Selbstverständnis dem *Beutelsbacher Konsens* von 1976 verpflichtet. Dieser enthält drei für die politische Bildung übergreifende didaktische Leitgedanken:

(1.) Überwältigungsverbot: Es meint, den Lernenden nicht im Sinne erwünschter Meinungen zu überrumpeln. Eine Erziehung zur Mündigkeit ist das Gegenteil von Indoktrination.

(2.) Kontroversitätsgebot: Was in Forschung oder Politik umstritten ist, muss auch bei der Wissensvermittlung als kontrovers kenntlich gemacht werden. Gegensätzliche Positionen sollen von der Lehrkraft – unabhängig von ihrem persönlichen Standpunkt – aufgezeigt werden.

(3.) Befähigung zum politischen Urteilen: Der Schüler soll in die Lage versetzt werden, politisch denken zu lernen, um die eigene Position in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation reflektieren und selbstbestimmt ein begründetes Urteil ziehen zu können.

Ein zeitgemäßes Medium politischer Bildungsarbeit ist der Audiowalk. Ein Hörspaziergang ist ein interaktives Erlebnis, bei dem man durch das Hören von Audio-Inhalten und Geräuschen das Wissen über eine bestimmte Umgebung oder ein thematisches Konzept vertieft. Dabei werden Hörspiel-, Dokumentations- und Besichtigungselemente kombiniert, um Geschichten zu erzählen, Informationen zu vermitteln und emotionale Erfahrungen zu schaffen. »Buchenwald. Ein Audiowalk | Weimar«[1] heißt ein im Jahr 2021 veröffentlichter Hörspaziergang der Gedenkstätte Buchenwald. Er beginnt mit einer knappen Vorstellung der 14-köpfigen Gruppe, die diesen 66-minütigen Audiowalk unter Federführung des Gedenkstättenpädagogen Ronald Hirte produziert hat. Auffällig ist die Heterogenität des Produktionsteams: So wird darauf hingewiesen, dass für manche von ihnen »die Erfahrung von Rassismus und Diskriminierung in diesem Deutschland zum Alltag« gehört. Einige haben »selbst Erfahrungen von Krieg, Vertreibung und Flucht« machen müssen. Getroffen hätten sie sich, »um ihre verschiedenen Perspektiven auf Buchenwald zu beleuchten«.

Unmittelbar nach einem Standortabgleich des Hörers auf dem Gedenkstättengelände wird eine Audio-Aufnahme des Holocaust-Überlebenden Abraham Kimmelmann (1926–2020) eingespielt, der vom Psychologen David P. Boder (1886–1961) am 27.8.1946 interviewt wurde. Kimmelmann, ein aus Polen stammender Jude, weist gleich zu Beginn dieses Gesprächs auf die Repräsentationsproblematik hin, die in der Unmöglichkeit besteht, »alles zu erzählen, wie es war.« Für dieses Dilemma der Zeugenschaft hat der Schriftsteller W.G. Sebald die poetische Formulierung gefunden, dass »das Erinnerungsvermögen von Überlebenden meist bestimmt ist von Lagunen der Amnesie einerseits und unauslöschlichen Bildern andererseits«.

Obwohl Kimmelmanns Erlebnisse dringend nach Erzählung verlangten, geriet dieses Erzählen auch deshalb an Grenzen, weil sich Traumata meist negativ auf die Funktionsweise von Gedächtnisprozessen auswirken. Besonderes Augenmerk wird im Audiowalk darauf gelegt, dass Kimmelmann sein Gegenüber, den Interviewer Boder, auf die konträren Erzählweisen zweier anderer ehemaliger Häftlinge hinweist »und trotzdem«, wie er betont, »haben sie beide die Wahrheit gesagt.« Dies nimmt ein im Audiowalk vermitteltes Verständnis von historischer Wahrheit vorweg, das mit den hier thematisierten gegenläufigen Sichtweisen auf die erinnerten Erlebnisse in Buchenwald den fortschreitenden Zerfall des Wahrheitsbegriffs unterstreicht.

Allgegenwärtigkeit von Genozid

Interessanterweise sieht sich das Produktionsteam vom ersten Treffen an damit konfrontiert, dass »Vergleiche zwischen den Verbrechen in Buchenwald und denen an anderen Orten da« waren. Die Sprecherin des Audiowalks macht kenntlich, dass sich diejenigen im Team, die in Deutschland aufgewachsen sind, bei dieser Thematik unwohl fühlen würden. Denn sie würden befürchten, dass Vergleiche als Gleichsetzungen missverstanden werden würden: Hier wird das angeblich bestehende Vergleichsverbot thematisiert, das besagt, der Holocaust dürfe nicht mit anderen Massenmorden verglichen werden. Demgegenüber sieht sich die Deutsch-Libanesin Nancy Alhachem nicht an das Vergleichsverbot gebunden. Die Doktorandin forscht über Erinnerungskulturen und fragt nach den Gründen derartiger Vergleiche: Ihr zufolge geht es beim Vergleichen entweder um das Verstehen eigener Gefühle und Erinnerungen oder aber darum, etwas als unwichtig

Foto: Chiode (CC BY-SA 4.0)

Torhaus des Konzentrationslagers Buchenwald mit der Uhr, die auf dem Zeitpunkt der Befreiung durch US-amerikanische Truppen um 15:15 steht.

darzustellen. Was sie genau damit meint, bleibt zunächst nebulös. Schließlich bekennt sie sich zu einer überzeitlichen Allgegenwärtigkeit von Genoziden:

Es gäbe überall Krieg und Genozid. Natürlich sei es nicht dasselbe. Buchenwald wäre ein geeigneter Ort für Leute, die einen Krieg überlebt haben und ihn hier verarbeiten könnten. Man komme nicht nur mit der Erinnerung an den Holocaust, sondern auch mit eigenen Erinnerungen, so Alhachem. Unklar bleibt hier, welchen Genozid sie überhaupt meint. Fest steht, dass sie, weil sie nicht in der BRD aufgewachsen ist, befähigt zu sein scheint, Genozide vergleichen zu können, ohne sich deshalb unwohl fühlen zu müssen: Da Krieg und Genozid laut Alhachem allgegenwärtig sind, ist der Schritt dahin vorbereitet, von der unterstellten Priorisierung des Holocaust zu abstrahieren.

Ewige Wiederkehr des Gleichen

Zu hören ist das Geräusch elektrischen Summens der 1938 erbauten, linksseitig liegenden Transformatorenstation, die das Gelände mit Strom versorgt. Vogelgezwitscher. Darauf folgt eine Darstellung des damaligen Torgebäudes – und der Turmuhr mit der fixierten Uhrzeit: 15.15 Uhr. Aufforderung zum Eintritt in den ehemaligen Gefangenenbereich. Die symbolisch still gestellte Uhr markiert den Augenblick der Befreiung des Lagers am 11.4.1945. Zum damaligen Zeitpunkt fanden die eintreffenden Soldaten der 3. US-Armee zirka noch 21.000 dort verbliebene Häftlinge vor.

Wieder wird der Audiowalk-Hörer dem damaligen Tatort durch einen Gegenwartsbezug entrückt: Rani Alshamat, ein aus Syrien geflohener Journalist, rückt die Turmuhr in den Fokus: »Die Uhr blieb um 15.15 Uhr stehen und markierte eine Pause einer traurigen Geschichte, die in verschiedenen Teilen der Welt wiederholt und wiederholt wurde. Aber die Uhr ist immer noch da. Und alles ist immer noch so wie vor 75 Jahren [gemeint ist wahrscheinlich der Zeitpunkt der Befreiung des Lagers]. Mein Gefühl ist jetzt Angst. Angst, dass die Uhr sich wieder einschalten und die Pause beenden wird. Leider wiederholt sich die Geschichte immer und immer wieder an verschiedenen Orten. Was auch immer wir tun, um die Welt zu reformieren, es wird uns nicht gelingen. Das ist Schicksal.«

Das heißt, Alshamats Besuch in Buchenwald führt ihm nach der Flucht aus Syrien vor Augen, dass die Geschichte ein Zyklus ist. Angesichts der ewigen Wiederkehr des Gleichen erübrigt sich für ihn die für eine Spezifizierung notwendige Differenzierung. Besonderheiten lösen sich im Ozean der Geschichte ohnehin auf. Einzelne Details verschwimmen in der Chronologie der Wiederholung oder werden vom Strom historiographischer Unbestimmbarkeit mitgerissen. Dieses überzeitliche Geschichtsverständnis macht deutlich, dass eine auf Wissen ausgerichtete Wahrheitssuche[2] vergeblich ist, weil multidirektionale Relativitäts- und Relationalitätsparadigmata die Bedingung der Möglichkeit von Wissen und Erkenntnis massiv beeinträchtigen. Im Kreislauf des Immergleichen ist es nahezu unmöglich, überhaupt noch Unterscheidungen[3] zu treffen.

Alshamats zirkulär-fatalistisches Geschichtsverständnis knüpft an Nancy Alhachems anthropologischen Befund an, Krieg und Genozid gäbe es ohnehin überall. Ob aber alles immer noch wie zur damaligen Zeit ist, wie Alshamat behauptet, steht teilweise im Widerspruch dazu, dass aus dem damaligen Konzentrationslager (KZ) eine Gedenkstätte geworden ist. Seine Angst, die Turmuhr könne ihre ursprüngliche Funktion wieder aufnehmen, ist wohl allegorisch als Warnung vor der Wiederinbetriebnahme des einstigen KZ zu verstehen und deutet auf eine mögliche Horizontverschmelzung von damals und heute hin.

Vor dem Lagertor stehend, ist die bekannte Inschrift »Jedem das Seine« zu lesen. Das Produktionsteam macht nun transparent, dass sich bei der Konzeption des Audiowalks oft Diskussionen daran entzündeten, ob sich die Geschichte wiederhole und ob aus der Geschichte gelernt werden könne. Zur Beantwortung dieser Fragen wird ein Redeauszug des Holocaust-Überlebenden und renommierten Literaten Elie Wiesel (1928–2016) eingefügt, der genau an dieser Stelle im Juni 2009 sprach. Die entnommene Passage enthält folgende Quintessenz: Wenn die Lektion im Jahr 1945 nach der Befreiung gelernt worden wäre, hätte sich die Geschichte in Kambodscha, in Ruanda, in Darfur und in Bosnien nicht wiederholt, so Wiesel. Mit anderen Worten: Um das Verhängnis einer ewigen Wiederkehr des Gleichen zu durchbrechen, ist es notwendig, die Geschichte als große Lehrmeisterin zu begreifen, deren Belehrungen sich Menschen nicht länger widersetzen sollten.

Erst Urteilsbildung, dann Begriffsklärung

Die Sprecherin weist darauf hin, dass die Macher des Audiowalks im weiteren Verlauf der Diskussionen zu differenzieren versuchten: »Was bedeutet Krieg? Was bedeutet Lager? Was ist ein Genozid? Und was ist die Shoah? Was sind die Unterschiede zwischen Buchenwald und Birkenau?« Eine Beantwortung der Fragen bleibt aus. Was mit Blick auf die Ausbildung historischer Urteilskraft erstaunt, ist die hier dargestellte Reihenfolge geschichtspädagogisch angeleiteten Lernens: Beim Versuch, die historische Unterscheidungsfähigkeit zu verlernen, geht die Urteilsbildung der Begriffsklärung voraus.

Anschließend erhält der Zuhörer Informationen über den Schriftzug »Jedem das Seine«, z.B. über dessen missbräuchlich-subversive Umdeutung durch die Nazis. Der Zuhörer erfährt auch von der wechselvollen Zusammensetzung der in Buchenwald und in seinen Außenlagern internierten Häftlinge: So wurden insgesamt 277.800 Menschen aus über 50 Ländern inhaftiert, von denen mindestens 56.000 Gefangenschaft und Zwangsarbeit nicht überlebten.

Es folgen Bezüge zur Umgebung: 3.500 Meter elektrisch geladener Stacheldrahtzaun, der durch das eingespielte Geräusch des Windes zum Schwingen gebracht wird und die sinnliche Wahrnehmung des Rezipienten intensivieren soll, ja in der Vorstellung das Damals im Jetzt nachhallen lässt. Blick durch den Zaun hindurch über den Nordhang des Ettersbergs in das Thüringer Land, Blick direkt über den Appellplatz, über die längst abgerissenen Baracken, die Häftlingskantine, Ausführungen über das für nur 100 Tage eingerichtete Sonderlager innerhalb des Lagers, das anlässlich der Reichspogromnacht für 9.845 Juden zur Zwangsunterkunft wurde und 250 von ihnen nicht überlebten. Erneut das Rauschen des Windes.

Gaskammer-Mittelmeer-Analogie

Während zu Beginn des Hörspaziergangs überwiegend von Flüchtlingen geprägte Einordnungen leitend sind, kommt nun nochmal ein Holocaust-Überlebender zu Wort. Der Aufruf von Ivan Ivanji (1929–2024), Literat und Journalist, stammt aus einer 2016 auf der Gedenkstätte gehaltenen Rede. Zu diskutieren wäre, was dafür und was dagegen spricht, das Katastrophengeschehen in dem Sinne umzudeuten, wie Ivanji es macht:

»Man soll Unvergleichliches nicht vergleichen wollen, aber ein Gedanke geht mir nicht aus dem Sinn und ich werde es trotzdem tun, denn es geht wieder um Millionen. Wir sehen Bilder von einem Stacheldraht, der moderner und gefährlicher wirkt, als derjenige, der die Konzentrationslager umgeben hat, die Stacheln sind schärfer

geworden. Mit elektrischem Strom sind sie nicht geladen. Ich verscheuche die schreckliche Frage: Noch nicht? Von Schießbefehlen hat man schon gesprochen. Ich denke dabei an unvergleichliche Tragödien. Ein Kind aus Syrien, Afghanistan oder dem Irak klammert sich vertrauensvoll an seine Eltern und besteigt mit ihnen ein Boot. Genau so, vertrauensvoll Hand in Hand mit seinen Eltern, ist ein jüdisches Kind in Auschwitz in die Gaskammer gegangen. Das erste hat im Meer nicht mehr atmen können, das andere im Gas. Das eine ist ertrunken, das andere verbrannt worden. Wasser und Feuer. Und Kindestod. Nicht auf die Zahlen kommt es an, wie viele, wo genau, weshalb, wann, bitte keine Statistik, sondern Trauer für ein jedes totes Kind.«

Ausgerechnet in der höchst umstrittenen Debatte um die Frage, ob Auschwitz entweder ein präzedenzloses Verbrechen, das alle Dimensionen historischer Erfahrung gesprengt habe, oder aber ein Völkermord wie jeder andere[4] war, bezieht Ivanji hier Stellung, ohne dass die Kontroversität der Thematik auch nur irgendwie im Audiowalk kenntlich gemacht werden würde. Das widerspricht nicht nur dem *Beutelsbacher Konsens*, sondern wirkt in diesem Zusammenhang vor allem revisionistisch.[5] Dass Ivanji als Jude und Auschwitz-Überlebender zur Sprache bringt, welches geschichtspolitische Narrativ sein Fühlen und Handeln bestimmt, ist nachvollziehbar. Auch an politische Werthaltungen zu appellieren, ist legitim. Jedoch zeigt sich an dem obigen Redeauszug, dass die Macher des Audiowalks weniger ein geschichtsdidaktisches als vielmehr ein politaktivistisches Anliegen verfolgen. Ivanjis Mahnruf richtet sich gegen diejenigen, die die Außengrenzen Europas stärker gegen Einwanderung geschützt sehen wollen. Sehr bedenklich ist aber die Gaskammer-Mittelmeer-Analogie, weil sie doktrinär ist und zu politischem Aktivismus aufruft. Dem schiefen Skript folgend, wird das sog. europäische Grenzkontroll-Regime als zeitgemäße Form des NS-Regimes inszeniert: Während die NS-Ideologie jedoch territoriale Staatsgrenzen kaum anerkannte, verfolgt man mit der porösen ‚Festung Europa' das Ziel, die Fluchtbewegungen nach Europa zu regulieren.

Das Katastrophengeschehen in der Gaskammer mit der riskanten Flucht über das Mittelmeer zu parallelisieren, verlangt zumindest nach einem reflektierenden Innehalten, auch um die Voraussetzung für eine Erziehung zur Mündigkeit zu gewährleisten. Das Besteigen eines Boots, um damit aus Nordafrika über das Mittelmeer zu gelangen, unterscheidet sich grundsätzlich vom Betreten der Gaskammer, weil die Flucht nach Europa mit der teilweise berechtigten Hoffnung auf ein besseres Leben verbunden ist. Wenn Schleuser die primitiven und überfüllten Boote in See stechen lassen, nehmen sie das Ertrinken der Bootsflüchtlinge fahrlässig in Kauf. Jedoch ist die Überquerung des Mittelmeers mit Booten *de facto* nicht auf Mord ausgerichtet. Die Gaskammern waren hingegen *ausschließlich* zur Ermordung bestimmter Menschengruppen vorgesehen. Im Normalfall wurde sie von Häftlingen in dem Glauben betreten, eine Dusche zu nehmen. Die Nazis erfanden perfide Täuschungsstrategien, um die wie Ungeziefer hinzumordenden Menschen bis zuletzt in Sicherheit zu wiegen.

Wer Unvergleichliches vergleichbar machen will, ist auf multidirektionale Postfaktizität angewiesen, um Nichtidentisches in der postmodernen Logik[6] des identitären Denkens einander anzugleichen und Unterschiede einzuebnen. Daraus ergibt sich, dass das von Michael Rothberg inspirierte Konzept multidirektionaler Erinnerung[7] das Gegenteil von dem bewirkt, was es zu erreichen vorgibt. Statt einer angeblich angestrebten Überwindung der Opferkonkurrenzen eskaliert der Konflikt um Aufmerksamkeit weiter. Nach Ansicht von Gottfried Köβler, dem ehemaligen stv. Leiter des Fritz-Bauer-Instituts, geht es in der Gedenkstättenpädagogik »nicht um die Vermittlung von politischer oder moralischer Orientierung, sondern um die Vermittlung von Orientierungskompetenz«.

Decolonize Buchenwald?

Diese Analyse hat nicht den Anspruch vollständig zu sein, auch weil eine Kritik des gesamten Audiowalks den Rahmen sprengen würde. Abschließend sei auf das Denkmal für alle Toten des KZ Buchenwald auf dem ehemaligen Appellplatz hingewiesen, eine permanent auf menschliche Körpertemperatur gehaltene Metallplatte. Die Sprecherin des Audiowalks betont in dem Kontext die verschiedenen Herkünfte der Menschen, die das Lager nicht mehr lebendig verließen:

»Die Auflistung der Nationalitäten lässt die Vielheit der im Verlauf des Zweiten Weltkriegs Verfolgten erahnen. Sie zeigt außerdem, dass die Welt des frühen 20. Jahrhunderts eine kolonial geprägte Welt war. So trugen etwa 7 Millionen Soldaten aus den Kolonien zur Befreiung Europas von den Nazis bei. Auch in den Konzentrationslagern befanden sich Menschen aus den damaligen französischen und englischen Kolonien. Ihre Geschichten gehören noch erzählt.«

Begrüßenswert ist das Vorhaben, die Geschichten der zirka 2.500 damals dort inhaftierten Häftlinge aus den Kolonien zu erzählen. Jedoch stimmt die Angabe von insgesamt 7 Millionen Soldaten, die aufseiten der Alliierten an der Befreiung Europas beteiligt gewesen sein sollen, nicht mit den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft überein. Es gibt, abhängig von der jeweiligen Quelle, variierende Zahlen. Nach aktuellem Kenntnisstand schätzt man, dass die Gesamtzahl alliierter Kolonialsoldaten bei 2, maximal 4 Millionen liegt. Um einer einseitig verzerrten Deutung vorzubeugen, ist es zugleich unabdingbar, etwa die Geschichten über Mohammed Amin al-Husseini, Raschid Ali al-Gailani und Subhash Chandra Bose sowie über die SS-Divisionen *Handschar*, *Skanderbeg* und *Legion Freies Indien* zu erzählen.

Folgende Fragen stellen sich vor diesem Hintergrund: Was waren die Ursachen für die starke mentale Identifikation großer Teile der kolonisierten Welt mit Nazi-Deutschland? Inwieweit setzt sich der antikoloniale Kampf gegen die französischen und britischen Kolonialmächte gegenwärtig in den antiwestlichen, gegenaufklärerischen Semantiken fort, die Merkmale des Postkolonialismus[8] sind? Inwiefern erkannte auch der NS im Arier-Mythos die Vielheit der Nationalitäten an? Zuletzt geht es bei der Klärung dieser Fragen darum, das Verschwinden des Holocaust im Gedenken ebenso zu verhindern wie den Zerfall des Wahrheitsbegriffs bei der Interpretation von Geschichte.

---

[1] https://de.guidemate.com/guide/Buchenwald-Ein-Audiowalk-6457515f5a8b9c6506776e9f?selectedGuideLocale=de-DE

[2] https://zuklampen.de/ebooks/sachbuecher-ebooks/politik-sachbuecher-ebooks/postkoloniale-mythen-9783987374395-ebook/

[3] https://versorgerin.stwst.at/artikel/06-2020/unberucksichtigte-unterschiede

[4] https://www.zeit.de/2021/28/holocaust-gedenken-erinnerungskultur-genozid-kolonialverbrechen

[5] https://jungle.world/artikel/2025/19/deutsche-schlussstrichdebatte-postkolonialismus-die-schuld-der-schuldlosen

[6] https://edition-tiamat.de/books/ist-theorie-gut-fuer-die-juden

[7] https://jungle.world/artikel/2021/13/lockerung-der-verengungen

[8] https://www.zeit.de/2021/36/holocaust-verharmlosung-leugnung-gleichsetzung-kolonialgeschichte-erklaerung

---

Marcel Matthies ist Literaturwissenschaftler und lebt in Halle an der Saale. Zuletzt erschienen das Buch »Literarische Gestaltung jüdischer Identität bei Maxim Biller und Doron Rabinovici – Vier Romane im Schatten der Shoah und im Widerschein Israels« und die Besprechung von Nikita Dhawans Buch »Die Aufklärung vor Europa retten«. Als Werbetexter für Waschmaschinen, Geschirrspülautomaten und Dunstabzugshauben ist ihm der schriftstellerische Durchbruch gelungen.

Das brüchige Gefüge des Alltäglichen

Jakob Goubran über Alexander Keppels Erzählband »Unzone«.

Der Erzählband »Unzone« ist nach dem Debütroman »Der zweite Kontinent« die zweite Veröffentlichung von Alexander Keppel und enthält sieben Erzählungen des Autors auf knapp 100 Seiten. Sie eint das Wagnis, sich »die abgewrackte Schaubude der Gegenwart«, um Rolf Dieter Brinkmann zu zitieren, genauer anzuschauen.
Ausgeburten und Ausformungen unserer gegenwärtigen Gesellschaft, vor allem eines »kreativen« Milieus, werden realitätsgetreu nachgezeichnet – die Stimme des Erzählers antwortet auf deren Heuchelei und eine ins Groteske gleitende Unwahrhaftigkeit während die Trennlinie von Traum und Wirklichkeit verschwimmt und der Ausweg über den Rausch als trügerisch kenntlich wird. Keppel bedient sich dabei in erster Linie satirischer Mittel, wahrt durch Humor die Distanz und gleitet nicht ins Moralische oder Polemische ab.
»Spießernervosität kratzt hinter der love, peace & harmony Fassade deines Stirnbandes«, wird einem Sprachkunstabgänger beschieden, der sich zum Schreiben in ein Landhaus zurückziehen will.
Dort zerbricht der künstlerische Anspruch einer biobesessenen, HühnereierApp-Lifestylekommune an der von ihr geschaffenen sterilen und verregelten Realität, in der am Ende doch die »To-Dos«, die Arbeit für eine Werbeagentur, der Anschein der Geschäftigkeit sowie das Austauschen von Befindlichkeiten Vorrang vor jedem schöpferischen Anklang haben.
»Die selbstmitleidigen, passiv-aggressiven Blicke ihres Stammes gegenüber allem und jedem, was nicht in ihr Raster passte, gegenüber allem, das nicht genau war wie sie, *otherten* mich jedoch gnadenlos weg«, empfindet der Erzähler gegenüber einer Gruppe Studierender, der er während eines Besuches auf der Leipziger Buchmesse begegnet.

Doch Keppels Kritik verliert sich nicht in einer Dualität zwischen sich und einer normierten gesellschaftlichen Gruppierung, sie schneidet entlarvend in das Gewebe des Kollektiven an sich:
dort, wo der einzelne Mensch seine Einzigartigkeit verneint und sich – ungeachtet aller guten oder gegenteiligen Vorsätze, Schablonen, Ideen und Zwängen – unterwirft, anpasst und diese Anpassung zur Maxime erhebt, die für alle gelten soll.
Die Welt, die durch diese Menschen geschaffen wird, in der alles unecht, leer und falsch geworden ist, die jede Authentizität und wirkliche Substanz eingebüßt hat und die sich, psychisch pathologisch, nur über Ansprüche und Vorstellungen fern jeder Realität und Wirklichkeit definiert, wird in diesen Erzählungen anschaulich.
»Ich befinde mich hier unter Menschen, die besessen von dem Gedanken sind, einer Elite anzugehören, sich aber um deren rechtmäßige Privilegien betrogen fühlten« konstatiert der Erzähler gegenüber einer Masse, die zum »Lied der Deutschen« in Euphorie verfällt und ihm feindselig entgegentritt. Vereinzelung ist die logische Konsequenz davon, sich dem Kollektivierten zu entziehen.
Die Position des Vereinzelten gegenüber dem Kollektiven ist eine prekäre und gefährliche, denn selbst, wenn das Kollektive die Fahnen des Liberalen schwingt, sind die Mechanismen, die von ihm ausgehen, niemals liberal, sondern immer unerbittlich, unversöhnlich und brutal gegenüber jenen, die sich nicht eingliedern, nicht dazugehören und sich für ihre Vorstellungen nicht verbrauchen lassen. In diese bedrohliche Atmosphäre begeben sich die Erzählungen.
Der Weg aus der Dualität, der immer der Boden der Kollektive ist, führt in die »Unzone«, eine Zwischenzone, ein Grenzgebiet, wo die »Schaubude der Gegenwart« sich aufzulösen beginnt und die Realität in den Traum überfließt. Geschildert in einer Sprache, der Poetisches unprätentiös anhaftet. Dieses Übergangsgebiet liegt auch im Erzähler selbst, der, als wiederholendes Motiv, mit seiner Arbeit als Werbeschreiber und seiner Entfaltung als Schriftsteller zu kämpfen hat. Dieser Zwang zum Werbeschreiber berührt auch Bereiche der Erzählungen, wo er nichts verloren hat: So entsteht stellenweise der Eindruck, dass Gegenwartsbezüge krampfhaft hergestellt werden. Dagegen brillieren die Beschreibungen gerade da, wo sie an das Flüchtige des Heutigen erinnern, wie die Erzählerstimme über die Ostdeutschen verlautet: »Dunkel drang aus dem Boden dieser Unzone und ließ in den Menschen dieser abgeblühten Landschaften etwas keimen, das sich in Zukunft wohl nicht mehr mit den Möglichkeiten eines Kentucky Fried Chicken, IKEA oder Hornbach wird abspeisen lassen. Sie wollten, dass die Erde wieder bebt.« Dieser Stelle vorangestellt ist eine kraftvolle Analyse Ostdeutschlands, die zu einer Ernsthaftigkeit findet, die sich von den satirischen Sentenzen abhebt, denen auch etwas Effekthaschendes beigemengt ist.

Es mag der Humor sein, der Wille zur Provokation, die originellen Vergleiche, der starke Gegenwartsbezug, die einem beim ersten Lesen ins Auge springen.
Mitunter auch das bübisch provozierende Lächeln eines jungen Christian Kracht, das da durch die Seiten blitzt. Darunter aber liegt Wesentliches, Gegenwärtiges in einem eigentlicheren Sinne.
Wie und ob es möglich ist, in einer von Konsum und Kollektiven bestimmten Welt als schöpferischer Mensch, in diesem Fall als Schriftsteller, ein Dasein zu führen und sein Talent nicht vernutzen zu lassen.
Das Werk beantwortet diese Frage alleine dadurch, dass es geschrieben wurde und gelungen ist.
Das Wesentliche, das ihm zugrunde liegt, macht es für das Hier und Heute tatsächlich relevant – ein Funke in einer verwirrten und verdunkelten Welt, die dem Schöpferischen nicht gerade freundlich gesinnt ist.

Alexander Keppel, Unzone – Erzählungen
Drava Verlag, 2025, 96 Seiten, 21 Euro
ISBN: 978-3-99138-102-0

Jakob Goubran, geboren 1996, studiert an der Akademie der bildenden Künste Wien, ist als freier Rezensent tätig und betreibt den Literaturpodcast/Youtubekanal Bücherpod.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 18

Von Roland Röder

Die Nackten und die Toten

In einem Garten verdichten sich, wie in einem Brennglas, die großen Ereignisse der Menschheitsgeschichte ebenso wie die Extreme des eigenen Seins. Obwohl ich noch nie mit einem Gewehr geschossen habe, mit Ausnahme meiner Cowboy- und Indianerspielerei als kleiner Bub an Karneval, streife ich zurzeit zweimal täglich als Jäger durch meinen Garten und sammele fleißig Jagdtrophäen. Mit einem Küchenmesser bewaffnet, gehe ich die Gemüse- und Salatbeete ab und befördere Nacktschnecken in die ewigen Jagdgründe. In der Tat, das ist brutal und herzlos. Aber es muss sein. Wenn ich sie nicht ins Jenseits befördere, fressen sie meine zarten Rucola- und Pflücksalatpflänzchen. Entweder die oder ich.

Arion Vulgaris

Es ist in der menschlichen wie in der pflanzlichen Natur ziemlich gleich. In den ersten Lebenstagen sind die Geschöpfe, die auf die Welt kommen oder sich als aufgehendes Samenkorn durch den Boden gen Himmel strecken, am empfindlichsten. Sprich, sie müssen behütet und geschützt werden: Gegen Kälte, gegen Hitze und gegen Fressfeinde. Und das sind nun mal für Pflanzen unter anderem Nacktschnecken. Die gibt es im Überfluss, wenn Feuchtigkeit und Wärme sich aufs Intimste verbinden.

Ehe hier jemand meine dem Leben zugewandten Gartenplaudereien aus dem Alltag an die recht lebensfremde Fraktion der Tierrechtler durchsteckt, bitte ich darum, innezuhalten. Denn was ist die Alternative? Wenn ich irgendwann Salat und Gemüse ernten will, setzt dies voraus, dass die zarten und wehrlosen Pflanzen in ihren jungen Tagen nicht weggefressen werden. Entweder bekommen die Nacktschnecken ihre Mahlzeit oder ich. Und ohne das wirkungsvolle Bekämpfen von Nacktschnecken würdest du, liebe Leserin und lieber Leser, dir weder im Supermarkt noch im politisch korrekten Bioladen Salat kaufen können. Denke mal darüber nach und dann erkennst du in mir den Helden, der ich bin.

Wer sich mal den Rücken mit Gartenarbeit wie dem Jäten und Anlegen von Beeten, wenn nicht ruiniert, so doch zumindest ramponiert hat, weiß, wovon ich rede und hat angesichts des Schicksals der armen Tiere keine Tränen der Rührung in den Augen. Wozu soll man all diese Mühen der Gartenarbeit auf sich nehmen? Doch nicht, um am Ende erntetechnisch mit leeren Händen und ohne Ergebnis dazustehen. Also mutiere ich in der kurzen Phase des Anwachsens der Nutzpflanzen lieber zum umtriebigen Jäger, der morgens und abends auf die Pirsch geht und alles wegmetzelt, was Nacktschnecke genannt wird.

Natürlich kommen trotzdem welche durch. Es wäre ein Ausdruck von klassisch männlicher Selbstüberheblichkeit, ginge man davon aus, man könne seinen Gemüsegarten nacktschneckenfrei halten. Man kann den Bestand zwar ordentlich reduzieren, muss sich jedoch soweit mit den Schnecken arrangieren als man ihre Existenz akzeptiert, ihnen aber ihre Grenzen aufzeigt.

Angesichts dessen muss ich zugeben, dass sich unter den Kleingärtnern und Kleingärtnerinnen jede Menge Flachpfeifen befinden, die schon damit überfordert sind, vom Anfang bis zum Ende ihres Gartens zu denken. Die streuen das Schneckenkorn großflächig aus und erreichen damit das gleiche wie der letzte linke Kleingärtner, der mal wieder deutlich klüger ist. Ich weiß nämlich, dass Schnecken Kannibalen sind und benötige für das gleiche Ergebnis daher nur einen Bruchteil des Materials: Man kauft sich für wenig Geld einen Zehner- oder Zwanzigersatz Schneckenfallen, die gut und gerne ein ganzes Kleingärtnerleben halten, und klemmt in jeder dieser Fallen zwei bis vier Schneckenkörner fest. Die Schnecken kommen und lecken an dem Korn, schleimen aus, die nächsten Schnecken kommen, fressen den Schleim der anderen, schleimen ebenfalls aus und so weiter. Diese Methode hat zudem den Vorteil, dass die Körner vor Regen geschützt sind und nicht von Igeln gefressen werden können, was diese bei größerer Menge verenden lassen kann.
Was meine geistig arg beschränkten Kollegen und Kolleginnen mit ihrer Bullshit-Methode »Viel hilft viel« machen, ist in etwa so, als wolle man drei während eines romantischen Tête-à-Tête angezündete Kerzen durch die Feuerwehr löschen lassen. Das Unheil nimmt dann seinen Lauf: Um auf Nummer sicher zu gehen und jede Kerzenflamme zu löschen, setzen die mit ihren Hochdruckpumpen gleich das ganze Haus unter Wasser. Die Kerzen sind dann zwar aus, aber mit der romantischen Zweisamkeit ist es ebenfalls vorbei. Das war jetzt die Geschichte, wie aus dem ursprünglich friedliebenden und handzahmen letzten linken Kleingärtner ein nimmermüder Nacktschneckenjäger wurde. Und jetzt freue ich mich auf große, üppig hergerichtete Salate aus dem eigenen Garten. Wohl bekomm's.

Drei Praxistipps:

1. Nacktschnecken musst du jagen: Entweder bekommen die oder ich den Salat.
2. Übertreibe es nicht mit der ökologischen Reinheit: Ein bisschen Chemie im Gemüsegarten kann durchaus hilfreich sein.
3. Babys und junge Pflanzen brauchen deinen Schutz. Kümmere dich um sie.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX.

Culture-de-sac

Einige Überlegungen zu den jüngsten kulturpolitischen Vorgängen in der Steiermark, die zur Initiative #kulturlandretten führten. Von *Claus Harringer*.

In bürgerlich-kapitalistischen Demokratien sozialstaatlicher Prägung haben sich in der Kulturpolitik im Verlauf der Zeit Fördersysteme etabliert, die zu möglichst unabhängigen und fachlich fundierten Entscheidungen führen sollen. Dem Anspruch eines möglichst fairen Vergabeverfahrens werden die Systeme mal besser und mal schlechter gerecht; beliebig objektivierbar sind sie ohnehin nicht: Es lässt sich wohl kaum ein Kriterium für die Förderwürdigkeit von Kunst ersinnen, das nicht letztlich vom Urteil konkreter Menschen abhängt. Aber selbst wenn dies gelänge, ist fraglich, ob es überhaupt wünschenswert ist, Kunst- und Kulturförderung als rein operationalen Verwaltungsakt zu betreiben und sie aus dem Prozess inhaltlicher Debatten herauszulösen, die – ob öffentlich oder halböffentlich geführt – selbst Teil jener kulturellen Entwicklungen sind, die sie vergegenständlichen und vorantreiben. Ohne Kritik, Auseinandersetzung und Geschmacksurteile verlieren Kunst und Kultur ihre Funktion als gesellschaftliche Reflexionsform und werden zum Mittel kollektiver Selbstvergewisserung, deren starre Identitätsmuster repressive Züge annehmen.

Zwischen der Bewahrung von Kulturgütern und dem künstlerischen Bereich existiert jedoch eine kategoriale Differenz: Zwar lassen sich beide unter einen weit gefassten Kulturbegriff bringen – das eine meint aber die möglichst akkurate und unveränderte *Erhaltung* von Lebensweisen und Artefakten, das andere hingegen die *Erweiterung* und Fortentwicklung künstlerischen Ausdrucks. Als solche sind sie einander entgegengesetzt.

Dies ist zunächst eine *analytische* Trennung, wodurch nicht ausgeschlossen ist, dass sich diese Zugänge berühren können: So werden durch interpretierende Aneignungen kulturelle Gegenstände weiterentwickelt und dadurch – im doppelten Sinn – aufgehoben. Zudem beschäftigen sich kulturelle Institutionen und Initiativen auch mit der eigenen Geschichte (soweit tradiert) und dokumentieren ihre Arbeiten, damit dies weiterhin möglich ist.

Aber die Aufspaltung in »traditionell« und »zeitgenössisch« doktrinär festzuschreiben wird ideologisch, wenn die Bereiche parteipolitisch vereinnahmt und zum Unterpfand in der Auseinandersetzung um politische Einflusssphären werden – ein derartiger Kulturkampf lässt sich derzeit in der Steiermark beobachten.

Zur Situation in der Steiermark

Prinzipiell ist zu begrüßen, wenn Kunst und Kultur Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen sind und es ist auch kaum zu vermeiden, dass diese entlang politischer Mehrheitsverhältnisse geführt werden. Das darf allerdings nicht auf die Herstellung kultureller Hegemonie als Herrschaftsmittel hinauslaufen oder dem selbstgesetzten Auftrag widersprechen: In Österreich sind Bundes- und Landesregierungen immerhin gesetzlich dazu verpflichtet, die Freiheit der Kunst zu schützen und sie nach Möglichkeit zu fördern.

Nehmen wir aus gegebenem (aber noch auszuführendem) Anlass das Kultur- und Kunstförderungsgesetz (KuKuFöG) des Landes Steiermark, wie es 2005 beschlossen wurde. Darin heißt es unter § 1 Abs. 4:

Die Kultur- und Kunstförderung des Landes hat insbesondere folgende Ziele zu beachten:

1. *die Unabhängigkeit und Freiheit kulturellen Handelns in seiner gegebenen Vielfalt;*
2. *die schöpferische Selbstentfaltung jedes Menschen durch aktive kulturelle Kreativität und die Teilhabe jedes Menschen am kulturellen und künstlerischen Prozess in jeder Region des Landes;*
3. *eine zum Verständnis und zur Kritik befähigte Öffentlichkeit;*
4. *die Öffnung gegenüber neuen kulturellen und künstlerischen Entwicklungen im In- und Ausland.*

Sowie dann aber auch:

5. *die Erhaltung und Nutzung des kulturellen Erbes des Landes Steiermark als ein bestimmendes Element des gegenwärtigen Selbstverständnisses mit dem Ziel, diese Einrichtungen, Errungenschaften und Werke für die Gegenwart zu erschließen und kulturell produktiver Nutzung verfügbar zu machen;*
6. *die durch die verschiedenen ethnischen Einflüsse getragene kulturelle Vielfalt der Regionen des Landes Steiermark zu erhalten und zu fördern.*

Entsprechend teilen sich die Förderbereiche (§ 2 Abs. 1 Z 1-6) in die künstlerischen Sparten *Bildende Kunst, Neue Medien und Architektur, Darstellende Kunst, Film, Literatur, Musik, Musiktheater* und *Klangkunst*, als auch in die Bereiche *Allgemeine Volkskultur, Museen, Denkmalpflege* und *Kulturgüter*.

Damit beauftragt der Gesetzgeber die Landesregierung, sowohl neue künstlerische Entwicklungen zu unterstützen als auch kulturelle Vermächtnisse, überlässt es aber ihrem Ermessen, wie sie diese gewichtet. Die Letztentscheidung über Förderungen liegt bei den zuständigen Landesrätinnen und -räten, bzw. letztlich dem Landeshauptmann, sowie dessen Stellvertretung. Darüber hinaus schreibt das KuKuFöG 2005 aber auch ein – auf drei Jahre bestelltes – »Kulturkuratorium« vor, das beim Amt der Steiermärkischen Landesregierung eingerichtet ist und aus *»15 geeigneten, im Kulturbereich tätigen Personen«* (§ 9 Abs. 1) besteht, *»welche fachlich die Förderungsbereiche […] abdecken sollen.«* (ebd.) Eine seiner Aufgaben besteht darin, *»Ansuchen um finanzielle Förderung fachlich zu beurteilen«* (§ 10 Abs. 1), worin es durch Fachexpertinnen und -experten (drei pro Bereich) unterstützt wird.

Seit Beschluss des KuKuFöG 2005 (noch unter Landeshauptfrau Waltraud Klasnic, ÖVP) gab es mehrere Landesregierungen in der Steiermark, sowohl unter Führung der SPÖ (2005-2015) als auch der ÖVP (2015-2024) – mit der generellen Tendenz, die »Volkskultur« beim Landeshauptmann oder dessen Stellvertreter anzusiedeln, die »allgemeine« Kultur aber zum Teilressort eines Landesrats zu machen.[1]

Aneignung der Förderstrukturen? Bronzeplastik »Füllhorn« von Paul Halbhuber in Bremen

Das Kulturkuratorium selbst ist – wie erwähnt – für alle kulturellen Bereiche zuständig und erlaubt als vermittelnde Instanz bis zu einem gewissen Grad eine Entkopplung der Kulturförderung von politischen Mehrheitsverhältnissen, aber auch ein größeres Maß an Stabilität und Kontinuität: Zwar werden die Mitglieder von der Landesregierung bestellt, was einen gewissen Spielraum für parteipolitische Einflussnahmen bietet, für fünf von ihnen ist allerdings ein Bestellungsvorschlag vom bestehenden Kuratorium einzuholen. Damit wären wir bei den aktuellen Geschehnissen, die zur Gründung der Initiative *#kulturlandretten* führten:

Seit der Regierungsbildung nach den Landtagswahlen November 2024 gehört die Steiermark (neben Ober- und Niederösterreich, Salzburg sowie Vorarlberg) zu den Bundesländern, die von einer Koalition aus FPÖ und ÖVP regiert werden – allerdings ist es das einzige unter ihnen, in dem die FPÖ als stimmenstärkste Partei (34,67 %) mit Mario Kunasek den Landeshauptmann stellt. Die »allgemeine« Kultur befindet sich im Portefeuille von Landesrat Karlheinz Kornhäusl, der Ende Februar 2025 dreizehn der fünfzehn Mitglieder des Kulturkuratoriums überraschend abberufen hat. Nachdem die Funktionsperiode des Kuratoriums erst Anfang 2024 begonnen hatte (es war Ende 2023 einstimmig bestellt worden), wäre eine Neubesetzung erst Ende 2026 angestanden. Entgegen der angestrebten Entpolitisierung – und unter Missachtung gesetzlicher Vorgaben – wurden nun acht Mitglieder von der ÖVP und sieben von der FPÖ bestellt, während das vorherige Kuratorium niemanden vorschlagen durfte. Selbst wenn nicht *expressis verbis* von koalitionärer Arbeitsteilung gesprochen wird, dürfte sich die ÖVP wohl für die Hochkultur, die FPÖ hingegen für die – im Ressort von Landeshauptmann Kunasek angesiedelte – »Volkskultur« zuständig fühlen. Damit findet genau jene parteipolitische Parzellierung der Kulturagenden statt, die oben angesprochen wurde. Wer sind nun die Mitglieder des neuen Kuratoriums, dessen Inauguration nicht mehr warten konnte, bis die Zeit des alten abgelaufen war?

Geleitet wird es von Christian Buchmann, der bereits einmal als Landesrat für Kultur zuständig war, von diesem Posten aber nach plagiatsbedingter Aberkennung seines Doktortitels zurückgetreten war. Die FPÖ entsandte zwar keine einzige Frau, dafür aber mit Franz Koiner den Marketingleiter des rechtsextremen *Stocker- und Ares-Verlages*. Geht man die Liste durch, finden sich bei den ÖVP-Nominierungen zumindest Leute vom Fach – die kulturpolitische Personaldecke der FPÖ scheint aber doch eher dünn zu sein. Wie die Empfehlungen des Kuratoriums für Einreichungen abseits von Hoch- und Volkskultur aussehen werden, wird sich zeigen. Generell lässt sich bei Förderungen im Kunst- und Kulturbereich allerdings beobachten, dass der Transparenzgedanke recht einseitig gedacht wird und die Entscheidungen der Fördergeber oftmals kaum nachvollziehbar sind.

In der Steiermark formierte sich einstweilen breiter Widerstand – neben Demonstrationen, Protesten und regelmäßigen Treffen, die von hunderten Menschen besucht werden, gibt es auch eine Petition, die dem Land Steiermark übergeben werden soll und bereits von über 11.500 Menschen unterschrieben wurde. Gefordert wird darin eine Neubesetzung des Kulturkuratoriums, der Ausbau des Förderbudgets sowie die Umsetzung der (2024 beschlossenen) Kulturstrategie 2030.

Die erste größere Arbeit des neuen Kulturkuratoriums besteht jedenfalls in der Begutachtung der Mehrjahresverträge 2026-2028, welche bis Sommer abgeschlossen sein soll. Darüber hinaus müsste es sich aber auch um die Projekt- und Jahreseinreichungen kümmern. Wer diese Arbeit letztlich leisten soll, ist unklar – ein Vorschlag besteht darin, sie den bestellten Bereichsexpertinnen und -experten zu übertragen (die allerdings lediglich Sitzungsgelder bekommen).

Zwischenzeitlich hat Landesrat Kornhäusl Ende April das Kulturbudget für 2025 präsentiert. Vieles ist noch unklar und auch die proklamierte 1,3-Millionen-Euro-Erhöhung in absoluten Zahlen ist mit Vorsicht zu genießen: Zum einen müsste man die Zahl in Bezug zu ausgebliebenen Valorisierungen in den letzten Jahren setzten – zum anderen aber gab es bisher zusätzliche Mittel für den Kulturbereich, die in der beschlossenen Fassung des Kulturbudgets nicht abgebildet waren, weil sie etwa aus anderen Quellen kamen. Diese soll es 2025 – so die Ansage – nun nicht mehr geben. Außerdem wird diese Summe überwiegend über drei Sondercalls ausgeschüttet: Einer davon soll – im Sinne des »Fair Pay« – zur Erhöhung der Entlohnung (Honorare und Gehälter) dienen, was allerdings kleinen Initiativen ohne Angestellte wenig hilft und generell eher diejenigen bevorzugt, die sich die – doch recht arbeitsintensive – Abwicklung personell leisten können.

Historische Notiz zum Schluss

Ein Gebot der Stunde ist also, feudalen Elementen in parteipolitischem Gewand entgegenzutreten: Der Tritt in den Hintern Wolfgang Amadeus Mozarts, mit dem Oberstküchenmeister Graf Arco der Erzählung nach das Dienstverhältnis zwischen Fürsterzbischof Colloredo und dem Salzburger Komponisten 1781 endgültig beendet haben soll, gilt manchen – zumindest symbolisch – als der Akt, mit dem freie Selbständigkeit Einzug in die künstlerische Produktion gehalten hat. Seitdem existierte in ihr – zusätzlich zur Abhängigkeit von Auftraggebern und Mäzenen – die einfache Freiheit, sich auf dem Markt bewähren zu müssen, die sich von der doppelten Freiheit unselbständiger Lohnarbeit bestenfalls durch die Verfügung über die Produktionsmittel unterscheidet. Die bis heute erkämpften (und bisweilen auch wieder verlorenen) demokratischen Strukturen bieten zumindest Möglichkeiten, Willkürherrschaft entgegenzutreten. Kulturpolitisch können sie auch sicherstellen, dass künstlerische Entwicklung, bzw. die Bewahrung von Kulturgütern weder vom volatilen Markt noch den persönlichen Eitelkeiten herrschaftlicher Eliten abhängig sind.

---

[1] Eine Ausnahme bildet die Regierung Schützenhöfer II, in der Christopher Drexler für Kultur inklusive Volkskultur zuständig war, was sich in der von ihm 2022-2024 geführten Regierung fortsetzte, in die er seine erweiterten Kulturagenden – nun als Landeshauptmann – mitnahm.

Claus Harringer koordiniert in der Stadtwerkstatt die Zeitschrift Versorgerin. Dieser Beitrag konnte zudem auf die kulturpolitische Expertise von Tanja Brandmayr (Referentin/Versorgerin) und Simon Hafner (IG-Kultur Steiermark) zurückgreifen. Die Petition ist unter dieser Adresse zu finden: https://kulturlandretten.at/

BEZAHLTE ANZEIGE

BEZAHLTE ANZEIGE

Impressum versorgerin Nr. 0146 / juni 2025 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@stwst.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: kollektiv herzblutwiese, am bild: sabine bitter. layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: oön druckzentrum gmbh & co kg . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**